

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Aufzählungen und Aufsätze

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Onkel Moses.

(Mit einer Abbildung.)

Kleine Ursachen ergeben manchmal große Wirkungen; davon wußte bei seinen Lebzeiten Moses Cart vom Dornbusch etwas zu erzählen. Denn wenn er, „Onkel Moses“, ein alter, eigensinniger, menschen scheuer Junggeselle wurde, so war dies auf drei geringfügige Dinge zurückzuführen, die sonst ihren Besitzern nur zum Vorteil gereichen.

Die Geschichte begab sich zur Zeit, als noch die Herren von Bern, im Kanton Wallis durch Bögte die Steuern einziehen und die Einwohner beaufsichtigen ließen.

Es war eine böse Zeit; es kostete harte Arbeit, wollte man die vielen Grundzinzen, Zehnten und Steuern entrichten. Kaum war eine Schuld getilgt, war eine andere zu begleichen. Beim geringsten Widerstand setzte man sich der Gefahr aus, Strafe zu zahlen oder schlimmer noch, im Amtshaus eingesperrt zu werden. Auch wagte niemand sich dagegen aufzulehnen. Im stillen murrte wohl mancher, wenn sein fremdes Ohr die Klagen hören konnte, aber in der Öffentlichkeit krümmte er ehrerbietig den Rücken vor den hohen Herren. Zur Erntezeit, wenn die Garben auf dem Rand des Ackers gereiht lagen, mußte geduldig gewartet werden, bis der Zehnteinnehmer ankam und mit seinem Krückstock jede zehnte Garbe für den Lehnherrn zur Seite zog. Traf unglücklicherweise ein Gewitter ein, so durfte kein Wort des Unmuts laut werden, ob auch Hagel und Regen die Ernte verdarben.

Selbst der entlegenste Winkel des Landes, im Furatal, wo der Boden unfruchtbar und das Klima rauh ist, entging

dieser Vorschrift keineswegs. Wohl oder übel waren die Bewohner genötigt, die dürstigen, halbreifen Gersten- oder Hafergarben oder das Gemüse aus den Gärten, das der zeitige Frost schon verkümmert hatte, bei Seite zu legen. Wie dieses rauhe Land, war auch der Charakter seiner Bewohner; stählern hart, aber wenig mitteilhaft. Die große Entfernung von den Städten, die langen Winter und das Uhrmacherhandwerk, das alle Bergbewohner betreiben, bewirkten bei ihnen eigenartige Charakter, denen man sonstwo selten begegnet.

Einer der sonderlichsten war gewiß Moses Cart vom Dornbusch. Schon als Kind zeigte er sich unzugänglich, widerspenstig und eigensinnig. Wenn seine gute Mutter über ihr ausgeartetes Kind klagte und sagte:

— Wem ähnelst du nur, mein armer Moses, du paßt ja gar nicht zu uns!

Da antwortete der Junge achselzuckend:

— Wenn der kleine Ruckuck im Nest der Bachstelze aus dem Ei schlüpft, müssen ihn die andern wohl dulden.

Da schwieg Babette jensehend und ihr Mann, Elias-Samuel, suchte sie zu trösten:

— Mach dir keine Sorgen; das vergeht mit der Zeit. — Aber es verging nicht, im Gegenteil. Man sah es wohl, als die Geschichte mit dem Kraut kam und also zugin.

Die Bewohner des Tals, die ein wenig Landwirtschaft betreiben, wenden aber hauptsächlich ihre Tätigkeit der Uhrmacherei zu. Der Boden ist zu unfruchtbar, um den Leuten das nötige Brot zu beschaffen, somit müssen diese andere Mittel finden. Jedoch sind im Tal noch große, unbebaute Flächen, die man zu

Ackern umarbeiten könnte, was später neue Zehnten ergeben würde. Aber niemand will zum Spaten greifen, um diese Felder, auf denen Disteln und Unkraut wuchern, urbar zu machen. Um nun den Eifer seiner Untergeordneten anzuspornen, ließ der Talvogt am Sonntag nach dem Gottesdienste verkünden, daß er Erlaubnis erteile, auf der den Wald begrenzenden Böschung, Gärten anzulegen, ohne daß diese dem Zehnten unterliegen sollten. Diese Kunde rief große Aufregung in der ganzen Gemeinde hervor! Sämtliche Unzufriedenen erfaßten die Gelegenheit, um ihren Ärger laut werden zu lassen und zu sagen, daß sie keinen Finger anlegen würden, um seiner Exzellenz zu neuem fruchtbaren Boden zu verhelfen. Um den andern zu widersprechen, erklärte aber Moses Cart beim Mittagessen, daß er ein Stück Mauergelände bei dem Fichtenwald urbar machen wollte.

— Ach! mein armer Junge! rief Babette, dort wird ja nichts wachsen, es ist viel zu schattig.

— Ich werde ausroden, damit es Licht gibt.

— Du, mein Gott! warum solches Unternehmen beginnen? Haben wir nicht Gemüse genug in unserem Gärtchen vor dem Hause?

— Ich hab's beschlossen, ich werde es ausführen! sagte Moses kurz.

Babette schweigt; sie weiß wohl, man könnte eher einen Granitblock zu Tonerde kneten, als den Willen ihres Sohnes ändern. So kam es, daß am folgenden Tag, sobald er seine Handwerksarbeit verrichtet hatte, der junge Moses nach dem Mauergelände ging, um auszuröden. Es war kein Leichtes, die großen Steine, die der harte Boden schon Tausende von Jahren barg, aus ihrem Grab zu lösen. Aufgeschrecktes Ungeziefer floh nach allen Richtungen, während auf einer nahen Tanne ein Ruckuck neugierig herunterschaute und von Zeit zu Zeit seinen Ruf erschallen ließ, als ob er sagen wollte:

— Armer Tor; du gibst dir viel Mühe umsonst.

So ging es vierzehn Tage lang, danach sah man ein hübsches Viereck guter Erde, das sich am Rande des Tannentwales in geschützter Lage hinzog. Babette pflanzte dort drei Duzend Kohlseslinge und etwas Lauch. Jeden Abend, wenn die Sonne sank und die Arbeit in der Werkstätte ruhte, ging Moses zu seinem Gärtchen um nachzuschauen, ob auch alles gedieh.

Der Sommer verging. Als der Herbst herannahte und die Wiesen mit Zeitlosen besäte, und das Laub der Buchen golden schimmerte, da sahen die Kohlköpfe vom Mauergelände prächtig aus und nirgends im ganzen Tal gab es stattlicheres Gemüse.

— Du hast einen vortrefflichen Einfall gehabt, mein Junge, meinte Babette nun, dieser Garten wird uns viel eintragen.

— Habe ich nicht immer recht? antwortete Moses wichtig. Und dann brauchen wir dafür keinen Grundzins zu zahlen, das lohnt sich ebenfalls.

An einem schönen Oktobermorgen erschien Elifée Ducret, der Zinseinnehmer im Dornbusch, um den Zehnten der Gartenprodukte zu erheben. Der Vorschrift gemäß wurde die Teilung vorgenommen, und die am Gartenweg aufgestapelten Bündel, gelbe Rüben, Lauch, Kohlrüben und Rüben verschwanden in den vögtlichen Säcken.

Als er beendet hatte, wandte sich Ducret an Moses und sagte barsch:

— Das ist nicht alles, da ist noch dein Garten am Mauergelände.

Entrüstet schaute der Uhrmacher auf und seine Augen sprühten zornig.

— Das Mauergelände ist erst seit dem Frühling ausgerödet. Da habt Ihr nichts mit eurem Hadenstock zu suchen.

— Was? nichts zu suchen?... Das werden wir sehen! In Artikel 10 der Vorschrift heißt es, daß alles Gemüse dem Zins untersteht; da gibt es keine

Ausnahme für dasjenige des Moses Cart!

Und mit höhniſchem Lachen bekräftigte er dieſe Worte. Elie-Samuel und Babette, gewohnt ſich ſtets gehorſam zu fügen, wagten keine Antwort; aber Moſes ließ ſich nicht einſchüchtern:

— Wißt Ihr nicht, daß die im Wald ausgerodeten Gärten zinsfrei ſind?

— Schweig, Junge. Dein Garten iſt nur am Waldeſtrand, das ändert die Sache!

Angſtvoll zupfte Babette ihren Sohn am Armel und ſagte leiſe:

— Um des Friedens Willen, gib ihm, was er verlangt. Unterdeſſen führte Elie-Samuel den Inſpektor ſchon dem Mauergelände zu.

Als das Gemüse ausgelegt war, erhielt Ducret einige Lauchſtöcke und drei Köpfe Rotkraut für ſeinen Anteil. Da er mit ſeiner Beute den Pfad zum Dorf einſchlug, rief ihm Moſes erboſt nach:

— Die ſollt Ihr mir teuer bezahlen, ich werde mich beim Vogt beſchweren!

**

Ein eiſiger Wind ſchüttelte die weſten Blätter von den Bäumen und fuhr ſauſend durch die kahlen Äſte, aber Moſes Cart, in ſeinem Zorn, kümmerte ſich nicht darum und ſchritt hurtig auf dem vier Stunden langen Weg zum Schloß weiter.

Der Vogt zeigte ſich dem Uhrmacher geneigt und erkannte ſein gutes Recht. Auch verſprach er, daß die drei unrechtmäßig abgenommenen Kohlköpfe ihm wieder zurückerſtattet würden und dazu ein Paket Schuhnägel zum Erſatz für die auf dem Weg abgelaufenen. Nach dieſem Richterspruch rief der hohe Herr ein Zimmermädchen und erteilte dieſem den Auftrag, den jungen Mann in die Küche zu führen und ihn mit Wein und Brot zu bewirten.

Niemals war dem Uhrmacher vom Dornbuſch ſo viel Ehren erwieſen worden. In der geräumigen Küche, an deren

Wänden das blinkende Kupfer glänzte, verbreitete ſich ein angenehmer Duft von Braten, Gewürz und Kuchen. Die hübsche Koſa füllte ſein Glas, ſchnitt ihm das Brot, und ihr roter Mund lächelte dabei ſo freundlich, daß dem armen Moſes beinahe die Sinne vergingen und er zu trinken vergaß.

— Nehmt doch! ſagte ſie ſchelmlich. Wollt Ihr nicht auf mein Wohl trinken?

Er aber nippte linkiſch von dem guten Wein und hatte Mühe, ihn hinunterzuwürgen.

— Ah, frag ſie ihn neugierig anſchauend, Ihr wohnt da oben auf dem Berg, da ſeid Ihr näher beim Himmel als wir; es muß herrlich ſein bei euch da oben!

Der biedere Moſes, dem die ſchelmischen Blicke und das kokette Gebahren des Mädchens den Kopf verdrehten, glaubte allen Ernſtes, die ſchöne Koſa ſei ihm zugetan. Als der Wein geleert und es Zeit war, den Rückweg anzutreten, ſaßte er ſich ein Herz und frag ſchüchtern:

— Wenn ich am Sonntag wiederkäme, würdet Ihr einige Minuten für mich übrig haben?

Worauf das hübsche Mädchen lächelnd erwidert hatte:

— Für Sie, Herr Moſes, werde ich immer Zeit haben.

Leichten Herzens kehrte Moſes nach Hauſe zurück, wo er ſeiner Mutter freudig zurief:

— Es war ein guter Tag! Drei Kohlköpfe habe ich erobert, ein Paket Schuhnägel und ein Liebchen!

Babette verſtand nicht recht, was die letzten Worte zu bedeuten hatten, aber ſie hütete ſich wohlweiſlich, Näheres zu erfragen.

Ah! gar zu bald verſchwand Moſes' Frohſinn. Als er Jungfer Koſa wieder aufſuchte, pflegte dieſe ein trautes Geſchloß mit ihrem Geliebten, Friß, dem Kutscher ſeiner Erzellenz. Da ſah Moſes Cart ein, daß ſie ihn zum Beſten gehalten

hatte und er schimpfte über sämtliche Frauen und schwur, niemals zu heiraten.

**

Er hat Wort gehalten. Ob auch seine Mutter ihm zusprach, er ließ sich nicht überreden. Elie-Samuel und die alte Babette haben das Zeitliche gesegnet, ohne daß eine junge Schwiegertochter eingezo-gen war, und nun blieb Moses allein im Dornbusch. Seine drei im Tal verheirateten Schwestern hatten ihm wohl an-gebieten, bei ihm zu wohnen, aber davon konnte er nichts hören und erklärte, er könne ganz gut allein zurechtkommen und sein Leben nach seinem Gutdünken ein-richten.

Nun verbleibt er in seinem Häuschen am andern Ende des Dorfes und verläßt es nur, um der Predigt beizuwohnen oder den Versammlungen des Konfistoriums, dessen Mitglied er ist. Menschenkenne, wunderbarlich und Widerspruch liebend, gleicht er den stechenden Disteln, die längs der Weiden wachsen und die man nicht anzurühren wagt. Er verbringt seine Zeit mit der Erfindung neuer Werkzeuge, die den Uhrmachern die Arbeit erleichtern, und einige derselben sind bereits aus dem Dornbusch in die Öffentlichkeit gelangt. Daher ist Moses eine Autorität im Tal geworden, die trotz ihrer eigenartigen Launen Respekt einflößt. Ubrigens weiß jeder, daß der Uhrmacher vom Dornbusch ein gutes Herz besitzt und er keinem Tierchen etwas zu-leide tun würde.

Das sah man damals, als im Verlauf einiger Stunden sein Schwager und seine Schwester Magdalena der Blatternseuche erlagen und ein kleines zehnjähriges Kind zurückließen. Moses holte die kleine Judith und führte sie in sein eigenes Heim, wo er sagte:

— Nun wirst du folgsam sein und dich um den Haushalt kümmern. Wer nicht arbeiten will, braucht auch nicht zu essen. Hörst du?

— Ich höre, Onkel Moses, und werde dir gehorchen, antwortete die Kleine, ohne sich durch den mürrischen Ton des alten Junggesellen beängstigen zu lassen. Judith hat Wort gehalten, flink und munter hat sie sämtliche Arbeiten in Haus und Garten übernommen. Ihre Anmut und ihr Frohsinn wirken wie ein wohlthuender Sonnenschein in dem alten Häuschen und Onkel Moses möchte sie nicht mehr entbehren. Beim bloßen Gedanken, daß er eines schönen Tages sein geliebtes Nichten einem jungen Burschen zur Frau hergeben sollte, erschrickt der Uhrmacher und meint, indem er die Worte nachdrücklich betont:

— Höre, mein Kind. Du sollst den Dornbusch niemals verlassen: das ist mein fester Wille!

In ihrer jungen Einfalt versteht Judith den verborgenen Sinn der Worte nicht und antwortet schlicht:

— Warum sollte ich Euch verlassen, Onkel Moses? Wo könnte ich denn glücklicher sein, als hier?

— Weißt du, Kind, die jungen Burschen sind ziemlich alle Lügner und Tüchtigkeitslose, leih ihnen kein Gehör, wenn sie dir den Hof machen wollen. Ich erlaube es nicht.

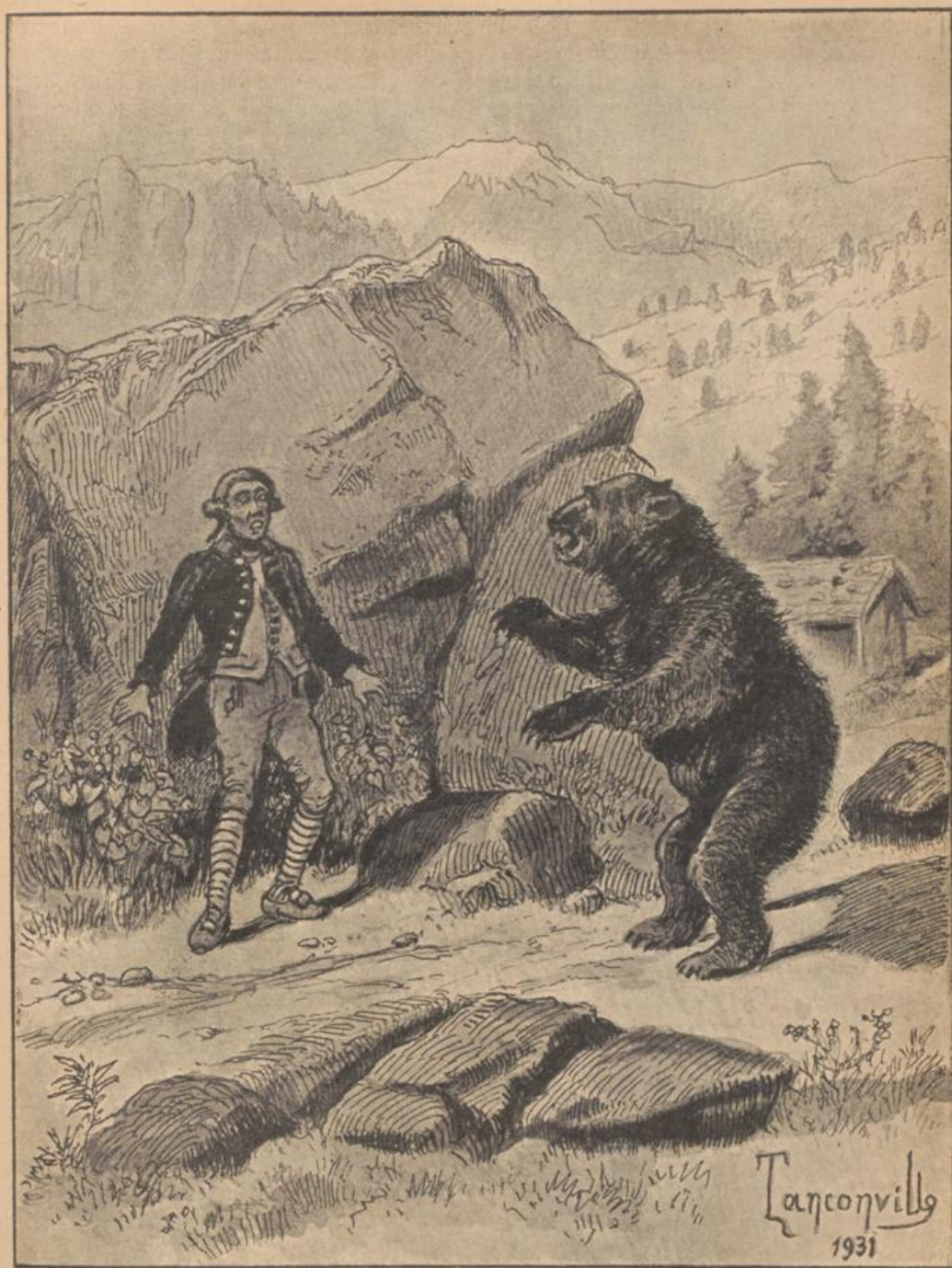
— Ihr waret aber doch ein ganz braver Bursch in Eurer Jugend, Onkel Moses!

— Ja, damals waren es die Mädchen, die nicht viel taugten! Nun haben sich die Dinge verändert!

— Aber Onkel Moses...

— Kein Wort mehr, Kind! Es bleibt dabei, du bleibst bei mir im Dornbusch!

Nun er sich einbildet, daß er seine Nichte auf Lebzeiten festhält, kehrt Moses Cart wieder zu seinen Gewohnheiten und seinen Launen. Von Tag zu Tag wird er mürrischer und Judith muß ihre ganze Geduld aufbieten, um die Tyrannei des alten Onkels zu ertragen. Schon mehr wie einmal war das junge Mädchen nahe daran, dem eigensinnigen Mann kurz zu erklären, sie wolle das schwere



In diesem Augenblick, da schon der Bär sich auf den alten Mann stürzen will. . . .

Zoch abschütteln und einen ihrer vielen Anbeter erhören. Aber stets hielten Bedenken sie zurück, und Onkel Moses weiß noch immer nicht, daß Franz Guignard manchmal einige Augenblicke mit Judith verplaudert. Wenn der Uhrmacher um solche Zusammenkünfte wüßte, das gäbe eine schöne Szene!

**

Seit einiger Zeit ist Moses Cart noch unzugänglicher als sonst; er hat ein Werkzeug erfunden, um die Zahnräder der Uhren auszuschnitten. Früher wurde diese Arbeit mit der Hand ausgeführt, aber es war schwierig und verlangte viel Zeit. Jetzt, dank der Erfindung des alten Uhrmachers ist das Ausschneiden kinderleicht. Aber Onkel Moses, stolz über sein neues Werk, behält sein Geheimnis für sich und, wie jene Hunde, die einen Knochen gefunden haben, sich knurrend zurückziehen, so lebt er noch einsamer und mürrischer, um die Neugierigen von seiner Schwelle fernzuhalten. Damit ja kein fremdes Auge seine Arbeit beobachten kann, hat er die große niedere Stube durch ein Holzgitter geteilt, hinter welchem er die Zahnräder schneiden kann, ohne belauscht zu werden.

Von allen Seiten werden ihm aus dem Tal die auszuschneidenden Räder gebracht, und das Bewußtsein seiner Überlegenheit steigert noch sein schon ohnehin genügend herrisches Wesen. Der Uhrmacher vom Dornbusch waltet über dem Tal. Er empfängt seine Kunden je nach der derzeitigen Laune und läßt sie manchmal stundenlang warten, bis es ihm gerade einfällt, ihrer zu gedenken.

Judith versucht wohl in ihrer anmutigen Art, die Schroffheit und Anzugänglichkeit ihres Onkels durch ihr lächelndes Wesen zu ersetzen. Die jungen Burschen, die gewöhnlich als Boten dienen, verzeihen dem Onkel um seiner Nichte willen, der alle zugetan sind. Keiner aber wagt ein voreiliges Wort, denn Moses Cart, wenn er es erführe, würde den Dreisten

vor die Türe setzen. Nur Franz Guignard allein hat Mittel und Wege gefunden, das Herz der schönen Judith zu erobern, aber niemand weiß davon.

**

Ein dreimaliges Klopfen ertönt an der morschen Türe. Vor seinem Arbeitstisch, im spärlichen Licht, das aus dem Fensterchen fällt, schneidet Moses Cart kleine Mädchen und läßt sich nicht stören. Wohl hat er das Pochen vernommen, denn eine Gebärde des Unmuts verzog seine Mundwinkel. Das alte, runzelige Gesicht verschwindet beinahe unter einem grünen Lichtschirm, der mittels einer Schnur um die Stirn befestigt ist. Ein rotes, um den Hals geschlungenes Taschentuch dient als Halsbinde. Wieder klopft es, diesmal kräftiger, sodas der Alte zusammenfährt, aber er gibt keine Antwort und späht nur mit lauerndem Blick, ob auch das Gitter fest verschlossen ist.

Nach kurzer Stille öffnet sich die Türe fnarrend und der hübsche Kopf Judiths erscheint, deren blonde Flechten die klassischen Züge einrahmen.

— Onkel Moses, sagt sie, Franz Guignard ist hier, und bringt Arbeit. Darf er eintreten?

Ohne sich umzuwenden, brummt der Alte etwas, das man als eine Zusage deuten kann, und zögernd tritt auf den Spitzen seiner grob genagelten Schuhe ein junger Bursche in das Gemach. Seine fragenden Augen richten sich auf das junge Mädchen, das leise antwortet:

— Nimm dich in acht! Es ist ein Gewitter im Anzug, heute!

Dann lächelt sie ihm gütig zu und schließt geräuschlos die Türe. Jetzt, da sie fort ist, scheint alle Helle aus dem Zimmer gewichen zu sein. Es bleibt nur noch das unschöne Gitter, hinter welchem man die kümmerliche Gestalt eines sonderbar gekleideten Greises gewahrt.

Wie er so über seinen Tisch gebeugt sitzt, denkt man unwillkürlich an irgend

einen Alchimisten, der geheimnisvolle Rezepte braut.

**

Franz Guignard ist an der Türe stehen geblieben und wartet, bis Moses Cart, gewillt ist, sich ihm zuzuwenden. Obwohl groß und stark gebaut, schaut der junge Mann mit schüchternen Blicken nach dem gefürchteten Meister, denn Onkel Moses versteht keinen Spaß! Dazu verleihst ihm seine Eigenschaft als Mitglied des Konfistoriums das Recht zu langen, indiscreten Fragen, die dem Burschen ungeliebt kämen. Denn Franz bangt vor solchem Forschen, besonders seit jenem gewissen Sonntag, an welchem er sich mit Judith ausgesprochen und beide sich ewige Liebe geschworen hatten, was sich mit dem Verbot Onkel Moses' keineswegs vereinbaren läßt.

So verharret Franz unsicher an der Türe, wie Daniel in der Löwengrube. Trotz des beseligenden Gefühls, das er vorhin genossen, als er Judiths Wange küssen durfte, bleibt der Gang zum Dornbusch stets eine unliebsame Dual. Aber Franz ist ja nur Lehrling und sein Meister hat ihm befohlen:

— Lauf schnell zu Moses Cart und kehre nicht eher zurück, als bis die Räder gezahnt sind; ich erwarte dich heute abend. In dem stillen Zimmer tickt die Uhr eintönig, während Moses Cart über seinem Arbeitstisch gebeugt gar nicht daran zu denken scheint, daß jemand wartet. Unterdessen steht der arme Junge verlegen von einem Fuß auf den andern, hustet und räuspert sich, ohne daß es ihm gelänge, die Aufmerksamkeit des eigensinnigen Alten auf sich zu lenken.

Schon längst hat der Zeiger das Zifferblatt umkreist und Salomon Meylan harret sicherlich mit Ungeduld auf die Rückkehr seines Lehrlings. Da faßt der Bursche sich ein Herz und ruft:

— Onkel Moses!

Brummend antwortet der Alte:

— Onkel Moses bin ich nur für Judith, hörst du, Lausub! —

— Verzeiht, wenn ich Euch beleidigt habe, ich mußte Euch sprechen... denn Salomon Meylan schickt Euch diese Räder zum Ausschneiden. Er mußte sie aber heute abend noch haben, denn er hat einen eiligen Auftrag.

— Ach! Salomon hat eine Bestellung!... Na, umso besser für ihn, aber das geht mich nichts an. —

Jedenfalls ist der Zeitpunkt schlecht gewählt, der Uhrmacher vom Dornbusch scheint in der übelsten Laune, dennoch wagt der Lehrling, des Befehls seines Meisters eingedenk, nochmals eine Einwendung:

— Wir wären Euch recht verbunden, wenn Ihr die Räder gleich zahnen könntet... —

— Oho! Gleich!... Wer erlaubt sich mir Befehle zu erteilen, mir, Moses Cart am Dornbusch, Erfinder und Mitglied des Konfistoriums?... Jetzt habe ich andere Arbeit zu tun, als die Räder des Salomon Meylan auszuschneiden, ich muß nachsehen, ob meine Röhre am Gang im Stall untergebracht sind.

Mit heftiger Gebärde wirft er sein Werkzeug zur Seite und wendet sich hastig der trennenden Gittertüre zu.

— Ach! fleht der arme Franz bittend, der Meister hat mir anbefohlen, Euch zu sagen, daß die Arbeit eilt.

— Bist du eilig, mein Junge, so lauf! lachte der alte Uhrmacher hart auf und verläßt das Zimmer.

**

Verstört und unschlüssig steht Franz, es bleibt ihm nichts anderes übrig als zu warten. Wenn der eigensinnige Alte schlechter Laune ist, so tut man am besten, seinen Unmut zu ertragen bis das Gewitter vorüber ist. So denkt Franz traurig, da öffnet sich die Türe leise und vor dem anmutig lächelnden Mund Judiths vergißt der gute Junge die Räder

mitsamt den bevorstehenden Vorwürfen seines Lehrmeisters.

— Der Onkel hat dich wohl schlecht empfangen? meint das Mädchen.

— Ach! er hat mich einfach stehen lassen, nun muß ich seine Laune abwarten, und bald kommt die Nacht... Du weißt, daß der Wald nicht sicher ist, wenn es dunkelt.

— Hast du etwa gehört, daß ein Bär in unserer Gegend herumstreift?

— Gewiß, der Maulwurfsfänger hat ihn schon zweimal erblickt!

— Ach! Gott! Nimm dich nur recht in acht, Franz, wenn du heimkehrst. Hast du wenigstens eine Waffe zur Wehr?

— Gar nichts!

— Nun! nimm wenigstens diese Tüte mit Pfeffer. Wenn dir das Tier begegnen sollte, streust du ihm den Inhalt auf den Kopf, und während der Bär sich die Augen reibt, machst du dich aus dem Staub!

— Oh! Liebling, wie danke ich dir! Wäre es nicht um deinetwillen, ich hätte dem alten Sonderling gern meinen Unmut gezeigt.

— Armer Junge? Was hättest du dabei erreicht? Siehst du, Onkel Moses ist wie die Sichts anfälle, man muß abwarten, bis sie vorüber sind. Bleib hier, wenn er seine Kühe genug bewundert hat, kehrt er heim und schneidet ganz gemüthlich deine Räder. Laß uns den Augenblick ausnutzen und von unserer Zukunft sprechen. Wenn zwei Liebende Hand in Hand beieinander sitzen, vergeht die Zeit nur allzu rasch.

Die Sonne war schon längst hinter den bewaldeten Hügeln untergegangen, ohne daß Judith oder Franz dessen gewahr wurden. Doch plötzlich sieht Franz den zunehmenden Schatten im Zimmer und sagt:

— Dein Onkel kommt lange nicht!

Judith will ihn beruhigen, da erschallt von draußen ein fürchterlicher Angstschrei. Es ist die Stimme von Onkel Moses:

— Hilfe!... Franz!... Judith!... Hilfe... der Bär!

— Mein Gott! rufen beide entsetzt. Schnell! eilen wir!

Rasch hat Franz die Art ergriffen, die neben dem Ofen beim Holz lag und noch die Tüte mit Pfeffer in der Hand, die ihm Judith ausgezungen hatte, rennt er hinaus.

Der Kuhstall am Abhang ist ziemlich weit vom Wohnhaus entfernt: Um dorthin zu gelangen, muß man zwischen einem Tannenwäldchen und einem großen, von Himbersträuchern überwucherten Felsen vorbeigehen. Von dort her tönt der Hilferuf.

Ach! diesmal hat Onkel Moses seine Herrscherkrone abgelegt. Der arme Mann ist für seinen Eigensinn bestraft, denn der Felsen einerseits, ein mächtiger Bär andererseits versperren ihm den Ausweg. Schon erhebt sich das fürchterliche Vieß auf seine Hinterbeine und droht die schwächliche Gestalt des alten, wehrlosen Mannes zu erdrücken. Nur noch einen Augenblick und es ist um Moses Cart, Erfinder und Mitglied des Konfistoriums, geschehen.

Wenn Franz sich jetzt rächen wollte, könnte er denken, na, der Alte hat nur, was er verdient. Aber der junge Mann ist edelmütig, er ruft:

— Mut, Onkel Moses, ich komme!

In diesem Augenblick, da schon der Bär sich auf den alten Mann stürzen will, fliegt die Pfeffertüte aus geschickter Hand in die Augen und den offenen Rachen der Bestie. Brummend weicht das Tier, aber schon hat Franz seine Art geschwungen und läßt sie mit Wucht auf den mächtigen Kopf niedersausen. Ein letztes Köcheln und Strecken, der Bär ist verendet.

— Ihr habt Glück gehabt, Onkel Moses! sagt Franz. Eine Sekunde später und Ihr wäret nicht mehr am Leben.

Am Wegrand sitzend und an allen Gliedern zitternd, kann der alte Mann nicht sogleich antworten; aber während

Judith nach Hause eilt, um ein Glas Pfefferminzwasser zu holen, kommt der Uhrmacher wieder zu sich:

— Mein lieber Franz, sagt er, du hast mir das Leben gerettet. Nun aber, wie soll ich dir diesen Dienst verlohnen?

Einen kurzen Augenblick besinnt sich Franz. Wenn er diese günstige Gelegenheit jetzt nicht ausnützt, so wird sich sein schöner Liebestraum niemals verwirklichen. Jetzt oder nie, denkt er, und sagt frei:

— Da Ihr mir eine Belohnung anbietet, Onkel Moses, will ich sie nicht ablehnen. Aber ich möchte zwei Dinge, darf ich sie aussprechen?

— Natürlich! Vergiß nicht, daß du mir soeben das Leben gerettet hast und wenn ich dir deine beiden Wünsche gewähren kann, so sollen sie, so wahr ich Moses Cart, Mitglied des Konsistoriums bin, erfüllt werden.

— Wohl! ich möchte... Judith zur Frau haben und das Geheimnis des Räderschneidens kennen.

Wäre der Blitz vor den Füßen des alten Uhrmachers eingeschlagen, so hätte Moses nicht mehr betroffen sein können als durch die Worte des Jünglings! Was? Judith zur Frau?... das ginge zwar noch, aber das Geheimnis des Räderschneidens, ein solches Opfer?

Aber wenn Onkel Moses keine Launen hat, so ist er die Gerechtigkeit selbst, und da er sein Wort verpfändet hat, so wird er es auch halten. Nach kurzem, unmerklichem Zögern sagt er bestimmt:

— Einverstanden, mein Junge! Du kannst am Tag nach Weihnachten zu mir in die Lehre kommen!

Und da in diesem Augenblick Judith mit ihrem Glas Pfefferminzwasser zurückkommt, ruft der Alte mit gebieterischer Stimme:

— Von heute ab, Mädchen, bist du die Braut des hier gegenwärtigen Franz Guignard!

Nach dieser Rede leerte Moses Cart mit einem Zug das gebotene Glas.

Da fielen die glücklichen Brautleute dem alten, noch etwas schwankenden Manne in die Arme und flüsterten in-
nig:

— Wir wollen Euch lieben und pflegen, Onkel Moses!

Julie Meylan.

Ein unerwarteter Stierkämpfer.

(Mit einer großen Abbildung.)

Folgende Zeilen sind weniger eine Erzählung als eine einfache Erinnerung aus meiner Kindheit, als ich im Jahre 1856 bei meinem Großonkel und Paten, dem Schloßherrn von Wolfmünster zu Besuch weilte.

Da die Überlebenden aus dem Ende der Regierungszeit des Königs Louis-Philippe und dem Regierungsantritt Napoleons III. heute nur noch spärlich vorhanden sind, will ich mich beeilen, meine kleine Geschichte zu berichten, bei der ich selbst meistens der zusehende Teil war, manchmal auch eine ganz nebensächliche Rolle spielte, deren Zeugen aber, einer nach dem andern, verschwinden. Nur die Landschaft, das herrliche Thal, bleibt bestehen. Aber mancher Ortlichkeit und auch den in meiner Erzählung mitwirkenden Personen muß ich, mit Rücksicht auf etwaige Nachkommen dieser Teilnehmer, falsche Namen beilegen. Und nun zur Sache.

I. — Der große Rat.

Er ist weder feierlich noch einschüchternd; keine rote oder schwarze Amtstracht erscheint in dieser Versammlung. Es ist ein harmloser Familienrat, wobei jedes Mitglied freundlich lächelt, denn keinerlei Drama unterliegt der zu verhandelnden Sache. Der große Rat wird in dem geräumigen Salon meiner Mutter abgehalten, im Eckhaus des Stadens und des Goldgießens. Die altertümliche

Straße mit ihren spitzen Siebelhäusern, deren vorspringende Erker auf gothischen Bogen ruhen, war einst das Bett eines Rheinarms, der Goldkörner in seinen Fluten barg. Aber eines Tages verschwand der Goldsegen, denn der Rheinarm vertrocknete und nur sein Name blieb zurück.

In dem mit antiken Möbeln ausgestatteten Salon haben die Mitglieder des großen Rats Platz genommen: Mein Vater, meine Mutter, Großmama Josephine, Großmutter Therese, Onkel Amikar, Tante Adele und Tante Gertrude. Sie verhandeln über mein Los. Denn der kleine Knirps, der ich in diesem Jahr 1856 darstelle, hat ein bösesartiges Masernieber überstanden und dazu einen äußerst schlimmen Keuchhusten. Daher hat der gute Doktor Steinbrenner, unser Hausarzt, eine mindestens 3-monatige Luftveränderung verordnet, die allein meinen geschwächten Organismus wiederherstellen könnte. Ich soll Landluft und kräftigende Nahrung genießen, soll mich tummeln nach Herzenslust in Wald und Feld. Einstimmig wird beschlossen, daß Luftkurorte sich ganz besonders für dieses Programm eignen: das hübsche Landhaus von Tante Ursel und die Villa Lukullus meines Großonkels und Paten in Wolfsmünster bei Schlettstadt.

Hinter der Tür versteckt, horchten Jakobe und ich auf den Ratspruch. Als ich das Urteil vernahm, das mir weiser erscheint als dasjenige Salomons, konnte ich nicht umhin, meine Befriedigung in einem unheimlichen Indianertanz zu äußern, so daß Jakobe in schallendes Gelächter ausbricht.

— Um's Himmels Willen! was geht denn vor der Tür vor? rief Großmama Josephine entsetzt.

— Beruhigen Sie sich, Mutter, sagte Mama, indem sie rasch die Tür öffnet, es ist ganz einfach Jakobe Becker, die uns zustimmt, und Raezele der in unsern Vorschlag einwilligt.

— Herein, Ihr Schreibhülse, ruft Onkel Amikar, tretet an und bringt eure Entschuldigung vor.

Der gute Onkel steht in keinerlei Beziehung mit dem Feldherrn von Karthago; jedoch hat er in seiner Jugend, im Jahre 1807 als Ordernanzoffizier des Generals Sebastiane an der Verteidigung Konstantinopels gegen die Engländer teilgenommen. Auch liebt er orientalische Erinnerungen aufzutischen, daher sein Übername „der Türke“.

Seinem Geheiß folgend, betreten wir den Salon; das heißt ich verberge mich hinter meiner Freundin Jakobe, die lächelnd knixt, ist sie doch der Liebling aller und ganz besonders des Türken, und sich an diesen wendend:

— Oh! der böse Türke, warum wollen Sie einer einfachen Müllerin Schrecken einjagen?

Da der Türke keine passende Antwort findet, küßt er das hübsche Mädchen unter dem lauten Beifall aller Anwesenden.

Das Mittagessen, an dem Jakobe wie gewöhnlich an allen Markttagen teilnahm, war kaum beendet, als das Zimmermädchen meldete, der Wagen Fel. Beckers sei vorgefahren und mein Koffer schon aufgeladen. Es folgte ein fröhliches Abschiednehmen und -küssen, dann stürmten Jakobe und ich auf die Straße, wo der stattliche Wagen des Müllers von Wolfsmünster, mit zwei schneeweißen Pferden bespannt, auf uns wartete. Der erste Müllerknecht, eine Hünnengestalt, stand bei den Pferden. Jakobe schwang sich auf den Sitz, griff zu Peitsche und Zügel. Der Knecht hob mich neben meine Freundin, er selbst nahm auf dem Rücksitz Platz und fort ging's gegen Bensfeld zu!

Durch die Weisturmstraße in flottem Trab, waren wir bald auf der prächtigen, verkehrsreichen Landstraße, wo Fuhrwerke und Fußgänger grüßend an einander vorbeieilten. Sie und da kamen wir an eigenartigen steinernen Ruhebänken vorbei, auf deren oberen Sims unsere

Bauernweiber die schwere Last, die sie in Körben auf dem Kopf zu Markt tragen, abstellen und sich selbst auf der untern Bank ausruhen können. Flink trabten unsere Pferde, von Jakobe mit sicherer Hand gelenkt, und schon gewahrten wir in der Ferne die Kirchtürme und Dächer von Bensfeld. Bald werden wir am Ziel angelangt sein, und vor dem Hause der Tante Ursel wird mich der große Müllerknecht vom Wagen heben; aber bevor ich mich von meiner lieben Freundin verabschieden muß, will ich noch rasch ihre, im Salon meiner Mutter begonnene Vorstellung beendigen.

Jakobe Becker ist das einzige Kind des reichen Mühlenbesizers Toni Becker von Wolfmünster. Braunes Lockenhaar über der zart gewölbten Stirn, dunkle, feingezichnete Brauen, die die ausdrucksvollen Augen beschatten, eine schön geformte Nase, ein lachender roter Mund stemmeln die jetzt Neunzehnjährige zu einem äußerst hübschen Mädchen.

Ihre erste Erziehung genos Jakobe in dem weitbekannten Kloster «les Oiseaux». Nun aber steht sie dem Haus ihres Vaters vor und vertritt die Stelle ihrer allzufrüh verstorbenen Mutter, deren Andenken in unserer Familie hochverehrt wird.

— Auf Wiedersehen, Jakobe, bald werden wir uns wieder treffen!

II. — Erste Etappe.

Um die vierte Stunde war's, als wir in Bensfeld ankamen, und Tante Ursel, die jüngste Schwester meiner Großmutter Therese, die beste und reizendste alte Dame, die man sich nur denken kann, mich in ihre liebenden Arme schloß, während ihre langen schneeweißen Locken, die das immer noch schöne, faltlose Gesicht einrahmten, im Eifer der Begrüßung in Unordnung gerieten. Tante Ursels Gatte, ein, nach dem im Salon befindlichen Gemälde zu schließen, strammer Jägerhauptmann, war nach kaum wochen-

langer Ehe auf dem Schlachtfelde gefallen. Da sie kinderlos war, hatte Tante Ursel all ihre hingebende Liebe auf die Familie übertragen. Sie hegte und pflegte mich mit Hilfe von Berwel, dem treuen Küchendrachen, so sorglich, daß ich bald wieder in Gesundheit aufblühte und mit neuen Kräften die bevorstehende zweite Etappe antreten konnte.

Eines Morgens wurde Fridolin Stambach mit einer Botschaft von Jakobe in das Wohnzimmer meiner Tante eingelassen. Fridolin, eine schöne, kraftvolle Gestalt, ist ein stiller Verehrer meiner Freundin Jakobe, um deren Hand er geduldig wirbt, trotzdem das junge Mädchen zuweilen seine Launen an ihm ausläßt. Vermögend und gebildet, wäre er keineswegs eine schlechte Partie. Leider ist er nur allzu schüchtern. Daß aber seine Zurückhaltung keine Feigheit ist, beweist die Tatsache, daß er einen Zudringlichen, der ihm einmal im Wirtshaus zu nahe kommen wollte, einen Stoß unters Kinn versetzte, daß jener heulend unter den Tisch flog, während Fridolin auf einen lächelnden Blick Jakobes seinen Gleichmut wiedergewann.

Meine junge Weisheit hatte sich von den beiden, denen ich sehr zugetan war, einen ganzen Roman zusammengereimt.

Was aber hatte mir Jakobe zu bestellen? Ihr zuverlässiger Bote berichtete, daß mein Großvater, Commandant de Villée, mich punkt zwölf Uhr erwarte. Da aber weder sein Wagen noch derjenige von der Mühle zu Dienst ständen, sollte ich in Begleitung meines Freundes Fridolin, mit Peter, dem Bäcker von Bensfeld, bis nach Kogenheim fahren, von wo wir die vier Kilometer bis nach Wolfmünster zu Fuß zurücklegen sollten. Der Müllerknecht würde meinen Koffer am Abend nachbringen. Die Botschaft war kurz und bündig.

Also hieß es von Tante Ursel Abschied nehmen und nach einem stärkenden Frühstück die kleine Reise nach Wolfmünster antreten. Das Wetter war herr-

lich, kein Wölkchen am Himmel, ein leichter bläulicher Nebel im Westen kündete einen heißen Tag. Die Natur lebte auf, ich auch, Fridolin vielleicht ebenfalls. Wie ein goldgelber Teppich lagen die Rapsfelder, über die ein leiser Wind strich. Die Bienen summten vergnügt. Ich freute mich über den Frühling, auch Fridolin schien mit mir übereinzustimmen, obwohl wir beide eigentlich nicht recht über unsere Empfindungen im klaren waren. Wir gehörten eben in die Landschaft hinein, wie die Biene, die emsig von Blüte zu Blüte eilt oder wie der Vogel, der, einen Strohhalm im Schnabel, zu seinem Nest fliegt. Dort in der Ferne schimmern, wie ein zarter blauer Strich, unsere Vogesen! Wir kennen die Namen der alten Burgen, die auf den Gipfeln ragen und winkend begrüßen wir die stolze Hohkönigsburg.

Endlich erblickten wir die Abteikirche. Hier verließ mich Fridolin, um jenseits des Gießens einen Auftrag auszurichten. Nun setzte ich meinen Weg allein fort, nur noch einige hundert Meter und ich würde am Ziel sein. Das Frühstück war schon längst verdaut und mich hungerte. Mein leerer Magen verwirrte mir die Sinne, und gehend träumte ich von gastronomischen Genüssen, die ich auf dem reichgedeckten Tisch meines Großonkels zu sehen glaubte. Da legte sich eine Hand auf meine Schulter. Erschreckt fuhr ich auf und erkannte Myrtil Dachs, den Sohn des reichsten Gütermaklers im Umkreis, Moses' Dachs.

Myrtil ist dreißig Jahre alt, groß, schlank, äußerst aufgeweckt, manchmal nur zu viel, er besitzt zwei lachende Augen und sehr viel Humor. Er ist der schönste Typus des rötlich-blonden Juden, den man sich nur denken kann.

Mit Recht gilt er für den größten Spasmacher, den Erfinder aller Possen, aller scherzhaften Streiche, zum Gaudium der Dorfbewohner. Er ist ein ergebener Freund Fridolins, obwohl er diesen manchmal ärgert.

— Da kommt ja, jagte Myrtil in devotem Ton, der liebe H. Naesele, der sicherlich dem Herrn Oberst einen Besuch abstatten will. Da werden Sie den Herrn Kanonikus von Ambruster und seine Hochwürden Pater Memphis antreffen. Fräulein Kunigunde wird die Gelegenheit nicht unverräumt lassen, Ihnen ihre Kochkunst zu bekunden.

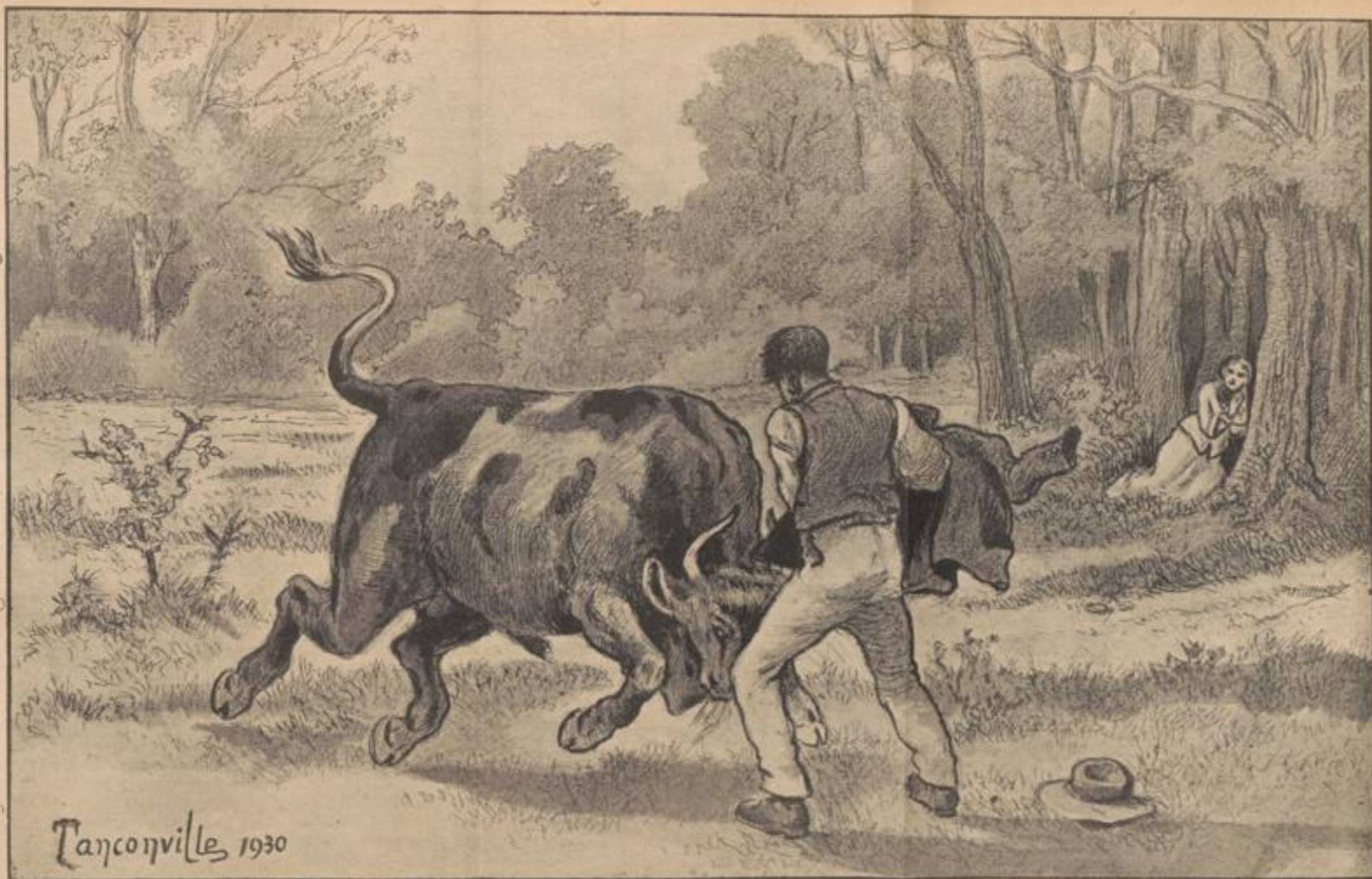
Diese Worte begleitete er mit so komischen Gebärden, daß ich nicht recht wußte, wo er mit seiner Rede hinaus wolle. Denn gewöhnlich begegnete er mir nie ohne irgend eine spöttische Bemerkung.

— Ach! meinte er nun, ich habe Sie ja gar nicht wiedergesehen seit Ihrem Saltomortale von vorigem Jahr? Sie wissen wohl noch, wie der Maulwurfsjäger, zu Ehren der Einnahme von Sebastopol, den alten bis zur Mündung geladenen Mörser losdrückte? Sie saßen alle bei Tisch, Ihre Frau Mutter, der Herr Oberst, der Herr Kanonikus, der hochwürdige Pater Memphis und Herr Amiltar. Bum! Beim ersten Schuß erschrafen Sie dermaßen, daß Sie von Ihrem Stuhl flogen und kopfüber unter den Tisch zu liegen kamen, das Tischtuch mitsamt allem, was darauf stand, mitziehend. —

Er lachte, der Kerl. Ich hätte ihn am liebsten beißen möge. So aber mußte ich mich zwingen mitzulachen! Bitterlich empfand ich die demütigende Erinnerung. Bei der Illbrücke bog Myrtil nach rechts ab; beim Abschied sagte er:

— Auf baldiges Wiedersehen; wir wollen zusammen hinter der Mühle fischen. Ein dicker Karpfen oder ein strammer Hecht sind nicht zu verwerfen. Diese Aussicht versöhnte mich einigermaßen mit dem Spasmacher und linderte meinen Groll.

So trat ich über die Brücke und mich nach links wendend, schlug ich am Wasser entlang, den Weg zu dem schönen, von einer hohen Mauer umgebenen Anwesen meines Großonkels ein. Auf mein Klingeln öffnete Kunigunde das schwere



Tanconville 1930

... hat der junge Mann seinen Hut abgestreift und dem Stier über den mächtigen Kopf geworfen.

Dofter und mich in ihre herben Arme aufhebend, küßte sie mich auf beide Wangen, während die Bandschleife auf ihrem Kopf sich sträubte, wie ein tiefiger Zammeterling auf einem roten Kürbis.

— Kaezele, du kommst zur rechten Stunde. Der Onkel, der Kanonikus, Pater Memphis erwarten dich im Eßzimmer; es wird gleich serviert! — Daß Kunigundens Küßen ein Geschmaß nach Knoblauch anhaftet, wirkte nur appetit-reizend. Eilig umgehe ich die Diana-statue, die den Schloßhof ziert, springe in drei Sätzen über die Freitreppe und erstürme in nu die Stufen zum Eßzimmer führen. Da öffnet sich die Thür und ich stürze in die Arme des besten aller Vaten, um alsbald mich vom Kanonikus herzen zu lassen und dem Pater Memphis um den Hals zu fassen. Der Herr Bürgermeister von Wolfsmünster, der ebenfalls anwesend ist, begnügt sich damit, mir herzlich in die Ohren zu kneifen. Also tat auch Napoleon der Große, wenn er seinen Getreuen seine Guld bezeugen wollte.

— Monsieur le Commandant est servi!

Nun zur Tafel!... Nach dem in tiefer Stille angehört, vom Kanonikus gesprochenen Tischgebet, beginnt das Mahl, nach echt elässischer, ausgefuchter Art, bei welcher weder der Hecht aus der Ill, das Wildpret von der Datt, ein gebatener Kapauu mit Salat noch die Gänseleberpastete von Tohen fehlen durfte, ohne von süßen Nachspeisen zu sprechen und dem üblichen Wolzbeimer und Citrotter Wein, Kaffer, Liqueur usw.

Während sich die Herrn einen feinen Mirabellensifor munden lassen und sich dabei rauchend in dicke Wollen hüllen, will ich sie hier in kurzen Zügen skizzieren. Außer dem Herrn Bürgermeister, der im Schatten der altestwärtigen Abtei Wolfsmünster am Borabend des Sieges von Marengo zur Welt kam, wurden alle anderen Anwesenden zur

Zeit des alten Regimes geboren und wenn sie auch nicht das siebzigste Jahr überschritten haben, so sind sie nicht mehr sehr weit davon entfernt. Sämtliche verkörpern den echten Typus der Elässer aus dem Sundgau, groß und schlank mit Ausnahme des Herrn Kanonikus, der zu etwas Beleidtheit neigt. Mein Großonkel und Pate, der Schloßherr, Oberst von Ville, bezeugt meiner Mutter, seiner liebsten Nichte, eine geradezu väterliche Zuneigung, die auch auf mich übergegangen ist. Von munterem, offenem Charakter, ist er überaus gutmütig und nachsichtig und ein frommer Christ, über die dogmatische Frage jedoch versteht er keinen Spaß. Seine Offizierslaufbahn, die er glänzend begonnen, gab er auf, als Charles X. abdankte.

Kanonikus von Ambruster, sein Vetter, besitzt eine auffallende Ähnlichkeit mit ihm. Wichtig und gern Kritiker, befolgt er in politischer Hinsicht das Wort: „Gebet dem König, was des Königs ist.“ was manchmal zwischen den beiden Vettern zu Meinungsverschiedenheiten führt, die sich aber bald wieder ausgleichen.

Pater Memphis stammt nur dem Namen nach aus Ägypten. Als früherer Offizier war er eine Zeitlang der Waffengefährte meines Großonkels, daher auch ihre innige Freundschaft, später trat er als Ordensbruder ins Kloster ein. Seine Wiege stand in einer merkwürdigen, vor Zeiten befestigten Ortschaft am Bergabhang, die nur ein einziges Tor besitzt, und deren Bewohner, sämtlich Winzer, leicht erregbar sind. Wehe dem Touristen, der sich erdreistet, nach dem Ausgangstor zu fragen, solche Neugierde käme ihm teuer zu stehen.

Z. H. Pater Memphis ist ein ausgezeichnete Agronom, und als solcher Vorsteher der landwirtschaftlichen Besserungsanstalt des Departements, die jenseits des Illwaldes liegt.

Der Herr Bürgermeister Mayer-Jmhof, ein Schulfreund meines Großonkels, wurde in Wolfsmünster geboren; er hatte sich freiwillig zum berühmten Regiment der Pontonniers in Straßburg engagiert und sich später als Hauptmann pensionieren lassen. Durch sein ruhiges, bedächtiges Wesen, seinen Gerechtigkeits-sinn hat er das Vertrauen aller seiner Mitbürger gewonnen. Als eingeselehter Junggeselle verbringt er seine Ruhestunden mit Tarockspielen zu.

III. — Tarockarten und Kugelhopf und ihre Beziehungen zur Erforschung der Wahrheit.

Als dieses lustliche Mahl eingenommen war, gab mein Pate das Zeichen zum Ausbruch und führte seine Gäste in den Garten, wo in einer schattigen Laube der Spieltisch bereit stand und eine ansehnliche Anzahl Bierflaschen in getriebenen Kupferkübeln kalt gestellt waren. Nun setzten sich die Herren zum Spiel, während ich eine mir zuzugende Zerstreung suchend, den Pfad einschlug. Am Dofter kam mir der Müllersknecht mit meinem Koffer entgegen und hinter ihm Jakobe, die einen großen Gegenstand unter der Schürze barg!

— Wohin, Kaezele? frug sie.

— Ich wollte eben in die Mühle, antwortete ich.

— Gehe nur in die Laube zurück, ich komme gleich nach.

Untenwegs schon hörte ich die lauten Stimmen der Herren, aber keiner nahm die geringste Notiz von meiner Anwesenheit, denn die Partie ward heiß verfolgt.

Als der gute Kanonikus einmal auf-sah, bemerkte er meine Freundin, die eben die Laube betrat. Ihr hübsches Gesicht strahlte, und nun nahm sie die bergende Schürze von dem Gegenstand, der meine Neugier so erregt hatte und stellte einen mächtigen, hellbraungebadenen, mit Zuder bestreuten, herrlich duftenden Kugelhopf auf den Tisch.

— Ich habe ihn mit Hilfe der alten Kätze zubereitet. Morgen bade ich für die Anfrigen zu Haus, da dachte ich, Sie würden mir dies Produkt aus der Bederischen Küche für das Frühstück Ihrer Gäste nicht abschlagen.

Diese Rede wurde mit lautem Beifall und bewundernden Andrusen aufgenommen und Kapitain Mayer-Jmhof mußte sich Gewalt antun, um die rofigen Ohrschläpchen Jakobs nicht zwischen seine herben Finger zu nehmen.

Meine Freundin fürchtete vor soviel Lobreden, aber zuvor erbat sie von meinem Paten die Erlaubnis, daß ich mit Fridolin und Myriel bei Papa Beder fischen dürfe, wonach einer jener köstlichen Zerbelatjalate folgen sollte, bei dem nicht weniger als acht Zutaten verwendet werden. Uberglücklich geleitete ich Jakobe bis ans Tor, dann lehrte ich in die Laube zurück, eine Ahnung sagte mir, daß die Karten jetzt wohl ruhten, und die Herren sich mit meinen Freunden beschäftigten. Es war in der Tat so. Einerseits lobten sie die häuslichen Eigenschaften Jakobs, andererseits aber konnten sie nicht umhin, sich über das sonderbare Benehmen des Mädchens seinen Verehrern gegenüber und ganz besonders gegen Fridolin, der doch der achtungswürdigste war, zu wundern.

— Wenn ich mit Herrn Beder davon spreche, sagte eben Kanonikus von Ambruster, so gibt er mir zur Antwort: „Sie kennen meine Tochter nicht, wie ich sie kenne. Ich weiß wohl, ich bewundere sie, aber wie könnte dem anders sein? Seit dem Ableben meiner Frau, leitet Jakobe meinen Haushalt und mein ganzes Personal. Ihr Auge ist überall, sie verwalte alles. Jeder ist ihr Untertan, ich am allerersten. Meine Bücher sind besser geführt als diejenigen des zuverlässigsten Bankiers. Was ihre Heirat anbetrifft, so lasse ich ihr freie Wahl. Ich bin gewiß, daß sie bereits weiß, wer einmal ihr Mann sein soll. Am Tag, den sie in ihrem Kopf bestimmt hat, wird der

Richtige schon kommen, wie der Schmetterling zum Licht. Niemals hat sie irgend eine Vertraulichkeit gestattet. Der Unvorsichtige, der es wagen sollte, würde es schwer büßen.“

— Ich zweifle nicht daran, aber das Spiel ist gefährlich, meinte der Kapitain.

— Ich glaube nicht, verzehte mein Vate; unter all den Bewerbern Jakobs sind ja nur zwei ernst zu nehmen; vorerst Fridolin, dessen Verheiratung mit Jakobe sowohl von meiner Familie, als von mir mit Freuden begrüßt würde, denn wir lieben diese beiden Kinder; der zweite ist Wildpret Alois vom Taubenhof, ein beleibter, eingebildeter Landmann, ein Brachlhans, der viel zu alt ist für das Mädchen. Wenn der einen Antrag macht, wird er sicherlich abgeblitzt.

— Ja, aber, meinte der Kapitain, man sagt doch, daß sie recht freundlich zu ihm ist, während sie den armen Fridolin täglich anfährt.

— Davon verstehen Sie nichts, mein Lieber. Es ist gerade das Gegenteil. Eine Schiffbrücke über den Rhein bauen und in so und soviel Minuten auf dem badischen Ufer anlegen, das darf man Ihnen getrost zumuten! Aber ich sage es nochmals, die weibliche Psychologie ist Ihnen vollständig fremd.

— Jedenfalls, wenn diese Redereien auch nicht ernst zu nehmen sind, Redereien sind es immerhin, wagte Vater Memphis zu behaupten. Warum scheint Jakobe sie gutzuheißen?

— Vorerst, nahm mein Großonkel das Wort, wissen Sie gar nicht, was Jakobe darüber denkt, denn sie ist deren Anstifterin nicht, sondern Myrtil, der größte Spasmacher Israels. Und schließlich in was bestehen diese Witze? Nichts kann das Selbstgefühl Fridolins antasten: An einem schönen Sonntag nachmittag wird im Nebensaal der Wirtschaft Blindeluh gespielt. Eine Binde vor den Augen springt Fridolin von

seinem Stuhl in ein ihm hinterlistig, an Stelle des auf den Fußboden gezeichneten Kreises hingestellten Trog mit Wasser! Dieser Witz ist klassisch.

Ein anderes Mal, beim Taubenschiefen steht Fridolin der erste Schuß zu. Statt den Käfig mit der Taube vom Mast zu lösen, entzündet er ein prächtiges Feuerwerk. Man weiß, daß er das Ziel trifft. Wo ist die Uzerei?

Im Winter während einer Treibjagd in der Ebene erlegt er einen schönen Hagen. Als er ihn aufheben will, kehrt er mit einem hübschen, ausgestopften Karnickel zurück, das Tambour schlägt, wenn man es an der Leine zieht.

Beim Fischerstechen auf der Ill suchen ein paar gute Schwimmer, worunter Fridolin, ein unglückliches, gemästetes Schwein quer durch die Ill zu treiben. Fridolin ist der vorderste der Bande und spornt das Borstenvieh an, welches schreit wie nur eben ein Schwein zu schreien vermag. Im Eifer bemerkt Fridolin nicht, daß der Schwanz mit Schusterpech verschmiert ist. Mit Wucht erfaßt er ihn mit beiden Händen und zwingt das widerspenstige Tier die Böschung hinauf zu klimmen. Bis er aber nur eine Hand vom Schwanz lösen kann, gibt es eine wahre Hezjagd. Endlich bringt er eine Hand los und erfaßt den Schreier am Ohr. So hebt er das Schwein in die Höhe und im Nu hat er es quer über seine Schultern gelegt. Da sind die Lacher auf seiner Seite. Vor Schreck hört das Tier zu schreien auf und unser Held bringt seine Beute in Sicherheit. Am folgenden Tag hat Fridolin alle seine Freunde zum Schlachtesten eingeladen, wobei Myrtil, der Schwanzfärber, den nötigen Bergheimer und Riquemihrer stiftete.

Dies alles ist nicht gar so böseartig, das werden Sie mir zugeben.

Zur verabredeten Zeit erwartete mich der schönste Kahn der Mühle, worin Fridolin, Myrtil und ein Müllerknecht

Platz genommen hatten. Myrtil half mir beim Einsteigen, und sachte glitten wir durch die klare Flut, über welche sich die tiefhängenden Äste der großen Bäume am Ufer wie grüßend neigten. Nun greifen wir zu unserem Fanggerät. Es gab einen wunderbaren Fischfang! Von Fridolin mit geübter Hand ausgeworfen, barg das Fischnetz bald Schleien, Barsche, Karpfen und Hechte. Myrtil lenkte den Kahn und der Müllerknecht hatte genug zu tun, um die reiche Beute zu sammeln. Ich schaute bewundernd und staunend zu. Unsere Heimkehr ward zum Triumph und der wohlverdiente Servelatsalat ein Leckerbissen. Mit einem mächtigen Karpfen und einem Riesenhecht beladen, kehrte ich heim.

— Vergessen Sie nur ja nicht Frä. Kunigunde anzuraten, den Karpfen auf jüdische Art herzurichten, war der Abschiedsgruß Myrtils.

IV. — Ein Stierkampf in Wolfsmünster.

Vater Memphis war in sein landwirtschaftliches Institut zurückgekehrt, aber nicht eher, als bis der ansehnliche Kugelhopf, Karpfen und Hecht vertilgt waren. Ich aber verlebte eine herrliche Zeit, von früh bis spät tummelte ich mich im Freien oder ich saß, in einen bequemen Lehnstuhl vergraben, am offenen Fenster und las Walter Scott und Fenimore Cooper. Mit meinen Lieblingshelden Lederstrumpf und dem letzten Mohikaner schweiften meine Gedanken weitab in den dichten Urwald. Aber mir kündete der eintönige Schritt des Kanonikus die Brevierstunde. Wohltuender Friede, ein wonniges Gefühl von Geborgenheit bemächtigte sich meiner Kinderseele!

Da hörte ich im Nebenzimmer, wie mein Pate Papiere auf seinem Schreibtisch ordnet... und eine bekannte Stimme wurde laut. Es war diejenige Jakobes. Gespannt horchte ich auf. Meine Freundin sprach eben von einem Teufels-

streich, den Myrtil und Alois Wildpret ausgesonnen hatten:

— Sie haben Fridolin überredet, daß mich sein Benehmen ins Gerede brächte und es seine heiligste Pflicht als Ehrenmann sei, ohne Verzug bei meinem Vater um meine Hand anzuhalten. Von Myrtils Seite, dessen Einfälle allbekannt sind, würde mich ein solcher Rat nicht aufregen, daß aber Wildpret auch dabei die Hand im Spiel hat, das ist mir unbegreiflich.

— Bist du der Gefühle Fridolins dir gegenüber sicher, so weiß ich nicht, was du befürchten könntest? frug der Kommandant.

— Gewiß bin ich davon überzeugt, obwohl er niemals ein Wort darüber laut werden ließ, aber uns Frauen läßt ein untrügliches Instinkt herausfühlen, wem wir unser Vertrauen schenken dürfen. Umso eher, als wenn Fridolin auch stumm bleibt, so führen seine Augen und sein Herz eine beredte Sprache. Dieser sonst so tapfere, so mutige und entschlossene Junge ist mir gegenüber von unglaublicher Schüchternheit. Ich fürchte, daß er im letzten Augenblicke in den Wald flüchtet. Und doch kann ich den Schritt nicht an Fridolins Stelle unternehmen. Meine letzte Hoffnung setze ich in Sie, mein großer Freund! Ich weiß, daß Fridolin Sie heute noch um Rat bitten wird.

Gut, mein liebes Kind, zähle auf mich denn dein Glück liegt mir am Herzen. Hast du unsern guten Seelenhirten, Pfarrer Bronner, von dieser verzwickten Situation in Kenntnis gesetzt?

— Ja und nein; Papa hat ihn in letzter Zeit in Sulzbach besucht; er muß noch wochenlang an Krücken gehen, da war es nicht gerade angebracht, ihm von meinen armen Träumen zu sprechen. Was hingegen Alois betrifft, kann ich mir sein Benehmen nicht anders erklären, als daß er in seiner blödsinnigen Einbildung überzeugt ist, daß Fridolin

NUR



Persil

reingt Ihre Wäsche
schonend und bleicht
sie durch seinen
aktiven Sauerstoff

“ PERSIL ” - 27, Rue du Vigan - Marseille

SEIFE "LA GIRAFE"

Eine kluge Frau sorgt vor
 allem für den richtigen —
 Unterhalt ihrer Wäsche —
 und ihres Heimes —

Wenn Sie die Seife
 "LAGIRAFE" verwenden, schül-
 zen Sie Ihre Wäsche gegen
 vorzeitige Abnutzung, was
 für Sie eine grosse —
 Geldersparnis bedeutet —

"LAGIRAFE" ist eine Spezial-
 seife von ganz hervorra-
 gender Qualität, die in
 jedem guten Haushalt —
 mit Vorliebe verwendet wird

Verlangen Sie sie
 bei Ihrem Händler.



sich einen Korb holen wird und er selbst dann umso sicherer zugreifen kann.

— Myrtil oder Moïse, wer von beiden will den andern übertölpeln? Myrtil wird der Dummste sicherlich nicht sein. Also, sei getrost und schleiche dich durch die Gartenpforte, damit du Fridolin jetzt nicht in den Weg läufst. —

Dann hörte ich, wie mein Großonkel zum Kanonikus hinaufflog.

An diesem Morgen war es mit dem Lesen aus für mich, ich wollte Fridolin aufschauern. Hinter der Dianastatue verborgen, sah ich den Liebhaber mit trostlosem Blick ankommen und eine Weile darauf mit blitzenden Augen und frohen Muts wieder fortgehen.

— Vergiß nicht, morgen früh um zehn, rief ihm mein Pate durch das offene Fenster nach.

Nun war mir alles klar. Ich bereute keineswegs, an der Tür gelauscht zu haben, im Gegentheil, ich war stolz über meine Findigkeit und nahm mir vor, dem Antrag infognito beizuwohnen. Aber noch am Nachmittag dieses selben Tages ereignete sich ein außergewöhnlicher Vorfall, der alle meine Pläne zerstörte und dessen Einzelheiten ich erst später durch meine Freundin und ihren Bräutigam erfuhr.

Fridolin war durch das Zureden meines Paten, der ihn auch vor den hinterlistigen Bosse Myrtils und Wildprets gewarnt hatte, ermuntert vor seinen Vater getreten und hatte sich mit diesem ausgesprochen. Kurz darauf war auch Kommandant de Villé bei Herrn Stambach erschienen, und die äußerst herzliche Unterredung wurde mit den Worten geschlossen: Einverstanden, Herr Oberst, wir werden, mein Sohn und ich, morgen früh um zehn, besagten Besuch machen.“

Fridolin begleitete meinen Großonkel noch bis zum Schloßtor, dann wandte er sich den am Zembach liegenden Wiesen zu. Es ist eine anmutige von Wäldchen, Wiesen u. d. Wasser belebte Landschaft. Fridolin schreitet ziellos dahin, er sucht

die Einsamkeit, um mit seinen Gedanken allein zu sein. In seiner Seele streiten frohe Hoffnung und bange Schüchternheit.

Unter einer schattigen Buche läßt er sich sinnend nieder, während kaum hundert Meter von ihm der prächtige Muni, der Gemeindestier seine wiederläuende Herde bewacht. Am wolkenlosen Himmel, den schon die untergehende Sonne rötlich färbt, streift ein Sperber in weitem Kreis. Plötzlich stutzt Fridolin über das jonderbare Gebahren des Stiers, der den Kopf drohend erhoben, schnaubend nach dem Wald, rechts von Fridolin, lauert. Eine dichte Baumgruppe verdeckt dort den Pfad, der über die Wiesen führt. Immer grimmiger wird das Tier. Wütend stampft es den weichen Boden, daß die Grasbüschel auffliegen. Auf wen hat er es denn abgesehen? Da tritt eine Mädchengestalt hinter den Bäumen hervor. Sie schreitet nachdenklich, als suche sie jemanden, und bemerkt den wütenden Stier nicht, der auf sie zurennt. Himmel! es ist Jakobe! Fridolin ist aufgesprungen und ruft aus Leibeskräften:

— Jakobe, Jakobe, flüchte in den Wald! der Stier!

Da wird das Mädchen die drohende Gefahr inne; rasch kehrt sie um und eilt dem Wald zu. Fridolin aber wirft sich dem Ungetüm entgegen, um es von der Verfolgung des Mädchens abzulenken. Wutschäumend rast das Tier mit drohenden Hörnern auf ihn los, aber mit einem geschickten Seitensprung ist Fridolin ausgewichen, und ehe der Stier zum zweiten Mal anstürmt, hat der junge Mann seinen Rock abgestreift und mit flinker Gebärde, wie ein spanischer Banderillo, dem Muni über den mächtigen Kopf geworfen, wo er, von den Hörnern aufgespießt, hängen bleibt.

Und während der Stier sich brüllend der beengenden Binde zu befreien sucht, eilt der improvisierte Toreador nach dem schützenden Wald dem gerette-

ten Mädchen nach. Jakobe hat in tödlicher Aufregung den Kampf verfolgt. Einer Ohnmacht nahe, lehnt sie knieend an einen Baum.

— Was hast du? fragt der Sieger jetzt selbst zitternd?

— Ich betete, antwortet sie leise.

Ihre großen Augen schweben in Tränen und sich aufrichtend, erfaßt Jakobe beide Hände des treuen Freundes. Lange schauen sich beide schweigend an, besser als Worte besiegeln ihre Blicke das Verlöbniß.

Dann schreiten sie Arm in Arm der Mühle zu. Die Kühe aber wundern sich nicht wenig über die sonderbare Kopfbedeckung ihres Muni, der jetzt beruhigt dem Stall zutrabt.

— Wie kam es denn, frug Fridolin seine Braut, daß du über die Wiesen gingst?

— Ich habe dir nachgestellt, ich fürchtete deine Schüchternheit würde mir doch noch einen Streich spielen.

Lächelnd nickte Fridolin.

Am nächsten Morgen, zur verabredeten Stunde, standen Myrtil und sein Genosse auf der Lauer, in der Nähe des Beder'schen Wohnhauses und ich schlich mich hinterher. Sie erwarteten die Ankunft Fridolins und seines Vaters. Da kommen sie schon! Ja, aber was soll denn das bedeuten? Schon haben sie den Kanonikus von Ambruster in das Haus eintreten sehen, nun erscheinen, festlich gekleidet, Vater Stambach und sein Sohn, letzterer mit einem prachtvollen Blumenstrauß und was noch vielsagender ist, in Begleitung des Obersten de Villé.

— Wir sind betrogen und die Narren im Spiel, stotterte Alois, Myrtil einen wütenden Blick zuwerfend.

Worauf Myrtil-Mephistopheles gelassen zur Antwort gab:

— Kann man je wissen, wie sich die Dinge bei solchen Angelegenheiten wenden? Am besten ist, wir verduften!

**

Drei Wochen nach diesem Stierkampf wurde die Hochzeit von Jakobe und Fridolin gefeiert. Es war eine stattliche Hochzeit, das kann ich euch sagen, an der der Rat der Ältesten, mein Pate als Festordner, der Herr Kanonikus und Kapitain Meyer-Jnhoff, als amtsausübende Würdenträger, Pater Memphis und Tante Ursel teilnahmen. Drei Küchenfeen: die alte Käte, Kunigunde und Bertvel vereinigten ihre Kunst zu einem Festessen, das sich in den Annalen des Elsasses sehen lassen kann. Aber welch schönes Paar waret Ihr beide, Jakobe und du, Fridolin! Trotz der Jahre, die seitdem vergangen sind, steigt euer Bild vor meinen Augen auf, wie damals, in aller Frische und in blühender Jugend. Und bis zuletzt will ich mein Inkognito wahren und zeichne demgemäß

Raezle.

Alois Wagners teuflisches Abenteuer.

(Mit einer Abbildung.)

Die geklumte Wanduhr hatte eben die achte Stunde geschlagen und noch zitterten die Töne in leisen Schwingungen fort, als Alois Wagner, der Dorfschneider, von seiner Arbeit aufblickend, einen Schatten am Fenster seiner Werkstätte gewahrte und ein leises, dreimaliges Klopfen vernahm.

Eilig stand Wagner auf und aufhorchend lauschte er gespannt, ob im Nebenzimmer das Spinnrad seiner Frau Melanie, auch nicht zu surren aufgehört hätte — dann schlich er sich auf den Zehen zum niedrigen Fensterchen, in dessen bunten Scheiben sich das spärliche Lampenlicht in tausend Fünkchen widerspiegelte. Lautlos öffnete er den einen Flügel und sich hinausbeugend, spähte er in das enge,

von Wind und Regen durchfegte Gäßchen.

— Bist du's Onimus?

— Ich bin's.

— Ihr braucht heute abend nicht auf mich zu warten in der „Traube“, flüsterte der Schneider rasch. . . Ich muß das Hochzeitskleid für Justus Kartz fertig machen. . . Und dann. . .

— Als ob es sich um solche Lappalien handelte! unterbrach ihn eine rauhe Stimme. Bist du schon soweit gekommen, du altes Mürmeltier, daß die außergewöhnlichen Begebenheiten nicht mehr in deine Beschaulichkeit eindringen können!

— Nanu! was ist denn passiert?

— Der ehrwürdige Arbogast vom Raßenthal ist gestern gestorben und soll morgen hier begraben werden. Um zehn Uhr wird der Leichenzug eintreffen.

— Der brave Mann tut mir in der Seele leid, antwortete Wagner erleichterten Herzens. Doch er hat mir an Johanni seinen letzten Tuchmantel bezahlt, und ich sehe nicht ein, inwiefern der Tod des alten Arbogast als eine außergewöhnliche Begebenheit betrachtet werden sollte.

— Du vergeßlicher, leichtfertiger Schneider! tadelte die Stimme. Du wagst es, in solch ernstesten Zeiten zu spotten? Morgen werden die drei in der Schrift vorgezeichneten Aufzüge — Hochzeit — Kindtaufe und ein Leichenzug — die Kreuzung des Schwarzen Waldes überschreiten, und du hast dafür nur ein blödes Lachen?

— Still, still! um Gottes Willen! — bat der Schneider in plöthlicher Beklommenheit. . . Wenn Melanie dich hörte!

— Geh zum Teufel mit deiner Frau und deinem Hasengemüt! . . . ich wiederhole dir, die Zeiten sind gekommen. Morgen kommt der Leichenzug. Und morgen um Mitternacht, müssen wir uns, dem gegebenen Versprechen getreu, an der Kreuzung des Schwarzen Waldes einfinden!

— O Jerum! was tun? stotterte Wagner. . . Ich muß meine Kunden zufriedener stellen. . . Und mein armes Bein

ist ganz geschwollen. Könnten wir die Sache nicht auf später verschieben?

— Der Kunde soll warten. Und dein Bein kann noch leicht drei Kilometer weit steigen.

— Das ist ein ganz unsinniges Unternehmen, Onimus. Im Dezember, um Mitternacht bis zum Schwarzen Wald hinaufzusteigen? . . . Wir werden uns die Knochen entzwei schlagen. Und dann wird Melanie mir ganz gewiß verbieten auszugehen!

— Ein Versprechen wie das unserige ist heilig, sprach die Stimme unerbittlich weiter. Ich werde dich punkt neun Uhr vor der „Traube“ erwarten. Vergiß die vier schwarzen Steine nicht und das in Hahnenblut getauchte Säckchen.

— O Jerum! o Jerum! ächzte verzweifelt der Schneider. Ich weiß nicht, wo die Steine sind, und ich habe ja keinen schwarzen Hahn mehr. Komm nur einen Augenblick herein, mein lieber Onimus, komm durch den Kellereingang, ich habe dort schon lange eine Flasche alten Riesling von 1845 für dich beiseite geschafft. . . .

— Es steht geschrieben in dem Buch: „Derjenige, der sein dem Höllenfürsten gegebenes Versprechen nicht hält, setzt sich, seine Familie und sein ganzes Hab und Gut dem schrecklichsten Abel aus.“ Denke daran, Schneiderlein, und sei pünktlich zur verabredeten Stunde.

— Onimus!

— Gute Nacht! zischte die Stimme.

Und auf dem Pflaster dröhnten eilige Schritte im Takt mit einem eisenschlagenen Bergstock — fest und hart!

**

Ja, es war gewiß eine ganz unglückselige Geschichte, in die sich Alois Wagner blindlings und unüberlegt eingelassen hatte, wie jene jungen Leute, die eines schönen Morgens, unter Gott weiß welchem Anlaß, das Dorf verlassen, um nach Paris oder gar nach Amerika auszuwandern. Aber Wagner konnte sich nicht mit jugendlicher Unbesonnenheit und Unkennt-

nis des Lebens entschuldigen, denn wenn man bereits 54 Jahre zählt, Hauseigentümer ist und seit einem Vierteljahrhundert das ehrbare Schneiderhandwerk ausübt, und gleichzeitig als Küster wirkt, ist es weder gestattet noch verzeihlich, daß man sich der schwarzen Kunst ergibt.

Wie hat die Natur doch oft sonderbare Einfälle! Daß ein Dorfweibel eine Hünnergestalt hat, daß ein Vorsänger ein geübtes Ohr besitzt; daß ein weiser Magister über Wissenschaft und Geist verfügt, das sind gewiß Dinge, die den Regeln der Logik entsprechen und auf alle Fälle wünschenswert sind. Wie kommt es aber, daß ein wohlbeleibter Schneider, mit gutmütigem, gerötetem Gesicht, dessen Nadel sonder Arg und dessen Herz ohne Haß ist, sich einmal für die überirdischen Geheimnisse begeistert und die schwarze Kunst zu erforschen sucht?

Wohl hatte dieser Schlingel von Dninus nichts vernachlässigt, um die Sinne des unglücklichen Schneiders noch mehr in die Irre zu leiten.

War er es nicht gewesen, der sich angeboten hatte, um die in den gothischen Buchstaben des berühmten Zauberspruchs des Doktors Bibus angeblich enthaltenen Offenbarungen zu deuten? Hatten die geheimen Beratungen über die Teufelschrift nicht im Hause des Küsters stattgefunden? Und hatte dieser nicht die heftigsten Drohungen ausgestoßen, als der Schneider — erschreckt über die eingeschlagene Bahn — eines Tages den Entschluß faßte, mit den höllischen Mächten abzubrechen, vor denen ihm dermaßen graute, daß seine Füße zu schwinden begannen und seine bis dahin so sichere Nadel zu zittern anfang?

Unter solchen Umständen war ein Rücktritt unmöglich. Wohl sagte sich Wagner, wenn er beim sonntäglichen Gottesdienst mit der Hellebarde in der stillen Kirche einherschritt: „Alois, mein armer Junge, du bist ein großer Sünder, unwürdig, den Zweispitz und den scharlachroten Rock im Gotteshause zu tragen!“ Und wenn er Bibus gewahrte,

der seine spitze Nase in die Blätter eines riesigen Gebetbuches vergrub, dann schimpfte er im stillen über diesen spitzbüßischen Versucher und wünschte, der hl. Michael möge ihn mit seinem flammenden Schwert strafen. Die Predigten des gültigen Pfarrers Weingärtner, der ihm vollen Glauben schenkte, erweckten in seinem Gewissen die peinlichste Reue: . . . Aber der Küster brauchte nur nach dem Gottesdienst in der „Traube“ zu erscheinen und über seinem Kremarle Weißwein ein unmerkliches Zeichen zu machen, da näherte sich auch schon Wagner — wie von einem Magneten angezogen — und setzte sich gehorjam dem Gesellen gegenüber.

Wie hätte unter solchen Umständen der Schneider das sonderliche Unternehmen ablehnen können, das ihm Bibus eines Abends vorschlug, als sie gemütlich rauchend beisammen saßen, und der Küster seinen stechenden Blick auf ihn heftete und mit gebieterischer Stimme sagte:

— Ich sage dir, wir werden es machen, hörst du? Wir müssen es. Alle, die das Buch lesen und an die geheimen Mächte glauben, müssen es... Sind wir Männer oder nur feige Memmen? Im Kapitel dreizehn steht es schwarz auf weiß... Beim zwölften Glockenschlag soll am Kreuzweg ein Säckchen mit dem Herzen eines schwarzen Hahns begraben... und dazu der auf Seite XV stehende Spruch hergesagt werden. Hierauf tut man gut, ruhig nach Hause zurückzukehren, ohne weiter über das Geschehene zu grübeln. Denn nur den Auserwählten ist es gestattet, die Geheimnisse des Buches zu erforschen. Und wenn eine Hochzeit, eine Kindtaufe und ein Leichenzug die Stelle, wo das Hahnenherz begraben ist, überschritten haben, wird das geheimnisvolle Ereignis alsbald eintreffen. Dann sollen sich die Eingeweihten um Mitternacht am Kreuzweg einfänden, und so wie der zwölfte Glockenschlag erfolgt ist, vier, auf einem unbekanntem Grab im Kirchhof aufgelegene schwarze Steine in die vier Windrichtungen werfen. Sodann sollen sie ein in das Blut des geopfertem

Sahnes getauchtes Säckchen zu ihren Füßen niederlegen, indem sie den Teufel beschwören, sich zu zeigen. Im selben Augenblick wird der Höllenfürst inmitten einer Schwefelwolke erscheinen, um die Bitten derjenigen zu erhören, die furchtlos an ihn geglaubt haben... Ja, Wagner... wir werden es ausführen! Wir werden den Teufel beschwören und ihn um Reichtum bitten. Und vor dem Fest des hl. Hieronymus noch werden wir unser Handwerk aufgeben und es uns gut sein lassen, feinen Tabak rauchen und in Samtweften einherzuschreiten, wie es sich für ehrwürdige Rentner geziemt, die vom Bürgermeister und dem Kirchenrat ehrerbietig begrüßt werden.

Gewiß hätte Alois Wagner mit Vergnügen seinen Tabaksbeutel mit grobem Knaster gegen eine Schachtel jener feinen Virginia vertauscht, die er eines Tages auf dem Schreibtisch des Herrn von Federhoff, dem Landgerichtspräsidenten, gesehen hatte. Auch die rote, mit doppelseitigen Knöpfen besetzte Samtweste ließ ihn nicht ganz gleichgültig. Denn, was gab es wohl Wünschenswerteres für einen einfachen Küster, der gewohnt war, auch den unscheinlichsten Mitgliedern der Pfarrei mit demütiger Verbeugung zu begegnen, als der ehrerbietige Gruß der Gemeindevorsteher?

Der Schneider war aber vorsichtig. Wohl war er bereit, mit dem Bösen zu verhandeln, aber nur unter der Bedingung, die Ruhe seines Gewissens und seine ewige Seligkeit durch kein zweideutiges Versprechen zu gefährden.

Er meinte, er könne den Teufel zum Besten halten. Dnimus, den solche Bedingungen ärgerten, hielt ihm seine Feigheit vor: Hat es sich jemals um Verbotenes gehandelt?... Habe ich dir gesagt, du sollst deine Seele verkaufen und auf deinen ewigen Frieden verzichten?... Es handelt sich darum, die Behauptungen des Buches zu erproben. Und wenn der Teufel uns in der Tat erscheint, wie es geschrieben steht und meiner Ansicht nach geschehen wird, na, dann werden wir mit

ihm verhandeln... d'r Rückfid... Wer könnte dich dazu zwingen, eine Elle Tuch, die vier Taler wert ist, für zwei Taler zu verkaufen? Und du, der schon so viele Jahre lang an einer Kirchthür Wache steht, du solltest vor dem bloßen Gedanken zurückschrecken, dem Teufel zu begegnen oder ihm — durch List — etwas von jenem Gold zu entreißen, dessen verderbliche Macht der Hölle so viele Verdammte zuführt?

Mit sichtlichem Behagen trank Alois seinen Kagenthaler... und — gleichzeitig die verführerische Rede des Küsters.

— Ebba... ebba...

Und der Küster, seines Sieges gewiß, zog die Maschen des Netzes immer fester um den einfältigen Schneider. Bald wandelte er seine Strenge in freundliche Überredung, bald seinen Spott in Aufmunterung, dann wieder wurde er drohend, erhob seinen warnenden Finger und sah mit geheimnisvollem Zwinkern zu seinem Nachbar hin.

— Ebba... ebba... Und dann nehme ich den Rosenkranz in meine Tasche... bei der geringsten Gefahr, ebba...

Nach halbstündiger Rede, begleitet von zwei Armarle, war der Küster seines Sieges sicher, denn ein breites Lächeln breitete sich plötzlich über Wagners Gesicht.

— Einverstanden, Dnimus... Du kannst auf mich zählen.

Und über den Tisch schüttelten sich beide die Hände. Bei diesem Anblick kam Franz, der Traubenvirt, heran und seinen dicken Kopf schüttelnd, meinte er:

Allé, Allé..., nun seid ihr doch einig geworden, ich wette, es ist wegen des Rebgeländes am Hochberg? — Nicht wahr? — Und seine Augen lachten verstimmt unter seinen buschigen Brauen.

Die sonderbare Anrede des alten Fromm wird niemanden erstaunen, wenn man erst weiß, daß der Traubenvirt, ein altgedienter Kanonier der kaiserlichen Armee, aus den Gefechten in der Krin, in Italien, mit den Unteroffizierstreffen

auch eine vollständige Schwerhörigkeit mitgebracht hatte. —

**

Wie Moïz Wagner den Abend und die Nacht zugebracht hatte, läßt sich kaum beschreiben. Zuerst bat er Melanie, ihm heißen Tee zu bereiten mit etwas Brantwein.

— Es ist das Wetter, erklärte er, versteht du, diese Feuchtigkeit. Mein Bein brennt wie Zunder.

In Wirklichkeit aber spürte er die Notwendigkeit, eine plötzliche Angst, die ihn wie kalter Guß schüttelte, zu bezwingen.

Nachdem er den Tee hinuntergegossen hatte, schenkte er sich nochmals ein Gläschen Brantwein ein, was ihm erneut Wärme brachte aber auch gleichzeitig spitze Bemerkungen Melanies. Diese hielt strenge Aufsicht über die Kasse des Hauses und verwahrte sich schonungslos gegen alle unnötigen Ausgaben. Selbstverständlich mußte ein zweiter Angriff auf die Brantweinflasche in diese Kategorie der Ausschweifungen eingereicht werden. Es wurde aber noch schlimmer, als der Schneider erklärte, er hätte Kopfschmerzen, und würde nicht vor elf Uhr zu Bett gehen. (Der arme Mann wollte allein sein, um seine zerrütteten Gedanken etwas in Ordnung zu bringen und seine verhängnisvolle Lage zu überdenken.)

— Lieber Gott, jammerte Melanie. Zuerst Brantwein, dann noch Holz und gar eine Kerze... Soll denn das Geld jetzt schon zu allen Fenstern hinausgeworfen werden... Wenn das so weiter geht, werden wir bald zum Bettelstab greifen müssen...

Nach einer gewitterschwülen Auseinandersetzung, in welcher Melanie das Wort führte, um allem, im Verlauf einer zwanzigjährigen Ehe im Hause eines verschwenderischen, unvorsichtigen Schneiders angesammelten Verdruß und Ärger Luft zu machen, hörten die Gatten die elfte Stunde schlagen.

Unter andern Umständen hätte Moïz nicht verfehlt, die Tatsache mit ironischen

Bemerkungen zu begleiten. Heute aber war er nicht zum Witzeln aufgelegt. Und gehorsam folgte der Schneider seiner Frau ins Schlafgemach, mit erneuter Angst, das bevorstehende Abenteuer und dessen unberechenbaren Folgen überdenkend, wenn Melanie davon eine Ahnung bekäme. „Sie wäre imstande, eine Gütertrennung zu beantragen“, murmelte er feufzend.

Melanies feines Ohr hatte die Worte vernommen.

— Was Gütertrennung? Jesus, Maria! ist das alles, was du zu sagen weißt?... Paß auf, ich will dir zur Gütertrennung verhelfen!... Als ob dies Haus nicht mein Eigentum wäre, mit all seinen Reben, den Wiesen und dem Eichwald!...

Mit energischem Hauch blies sie die Kerze aus.

— Habe ich dich gezwungen, mich zu heiraten? Hättest du mich nur gehen gelassen; heute wäre ich eine vornehme Dame und säße hinter dem Ladentisch in der Spezerei Müller... Hieronymus Müller hat zweimal um mich angehalten. Das war ein anderer Kerl als du... Gütertrennung! Wart' nur! Nicht später als morgen werde ich zum Herrn Pfarrer gehen. Er soll wissen, welchem elenden Heiden er seine Kirche zur Gut anvertraut hat. Und ohne zu warten, bis der zitternde Schneider seine Kleider abgelegt hatte, schloß sie zornig die Vorhänge des Ofloven.

Lange blieb Moïz auf einem Stuhl zusammengesunken am Fenster sitzen. Das eheliche Gewitter, das mit ungewohnter Heftigkeit über ihn hereingebrochen war, erschien ihm wie der Anfang der Leiden, die nun seiner harften. Es war ihm wie eine vom Himmel gesandte Warnung, um ihn am Rand des Abgrundes zurückzuhalten, in den ihn die gleichenden Reden des teuflischen Onimus stießen.

Täte er nicht gut daran, sofort auf die zwischen zwei Krügen zu starken Weins in der „Traube“ eingegangene Narrheit

zu verzichten? Wäre es nicht geraten, mit jenen geheimen Zauberkünsten vollständig abzubringen, die ihm den Schlaf raubten und die, wenn sie bekannt würden, ihn um seinen Hausfrieden und seine Stelle als Küster brächten? Dieser letzte Gedanke war dem unglücklichen Schneider ganz besonders peinlich. Schon sein Vater und sein Großvater bis zurück in die Zeit der großen Revolution, waren Küster gewesen. Das ganze Dorf käme in Aufruhr, wenn der silberbetrehte Zweispitz nicht in der Familie verbliebe, in der er ein Jahrhundert lang in Ehren getragen wurde. Ebenjowenig als man sich den Dorfbrunnen denken konnte ohne die Statuen des hl. Wendelin, die Rabenstraße ohne die Schmiede von Meister Fix und den Kirchplatz ohne den langen Léonard, den früheren Gardehornisten, der mit seinem Stock, statt der Flinte, den Kindern zeigte, wie man die wuchtigen Angriffe eines mexikanischen Reiters abwehrte.

Nein! Er wollte nicht in den Schwarzen Wald gehen. Es stand fest. Keine Macht der Welt würde ihn zwingen seinen heiligsten, himmlischen und irdischen Interessen entgegenzuhandeln. Er wollte sogleich zu Bette gehen, zwei Vaterunser beten, Melanie im stillen um Verzeihung bitten und dann im warmen Pfuhl ruhig einschlafen.

Am nächsten Morgen würde er nicht verfehlen, dem Pfarrer Weingärtner zu beichten.

Und gestärkt durch die Absolution und die väterlichen Ermahnungen seines Hirten, würde er dem unheimlichen Onimus fest erklären, daß er nicht mehr auf die Schwachheit und Unwissenheit Alois Wagners zählen sollte, um mit Belzebub in Verhandlung zu treten.

Welche Erleichterung würde das bedeuten! Ruhe und Frieden! Wie schön wäre wieder das Leben, und wie vergnügt sollte wieder seine Nadel emsig arbeiten, fern von allen verzwickten Schlichen dieses albernen Küfers.

Bei Gott! warum nur hatte er diesen glücklichen Entschluß nicht eher gefaßt?

Gewiß war die Menschheit mit Blindheit geschlagen! Und vergnügt war Alois im Begriff, die Vorhänge des Altovens zurückzuschlagen und in den Armen Melanies das unselige Geheimnis, das ihn schon monatelang bedrückte, vom Herzen zu wälzen. Schon malte er sich beider Kühlung aus, wobei sich seine Kehle schnürte und seine Augen feucht wurden... da ließ ihn ein sonderbares Geräusch zusammenschrecken:

Jemand hatte ans Fenster geklopft.

Schlotternd erhob er sich

Ein zweites Mal ertönte das Klopfen deutlicher.

Eine unsichtbare Macht schien seinen Willen zu beherrschen, und er schlich zum Fenster, vor welchem eine wohlbekannte Stimme sagte: „Gedenke deines Versprechens, Schneider... Morgen um diese Stunde beim Kreuzweg... Hast du daran gedacht, den Hahn zu schlachten, während deine Frau schläft? Wehe dem Unglücklichen, der sein Wort bricht...“

... Während vom Kirchturm der zwölfte Mitternachtsschlag ertönte, stand Alois Wagner, an allen Gliedern zitternd, im dunklen Keller und drehte einem kleinen schwarzen Hahn den Hals um...

**

Schneidende Kälte lag in jener Nacht über Wald und Flur und ließ die plätschernden Bäche zu Eis erstarren, verwandelte die verschneiten Pfade in glitzernde Bahnen; die jungen Bäumchen am Waldestrand krachten vor Frost.

Der Himmel war grau verhängt.

Dunkle Wolken zogen am Himmel vorbei und ließen dann und wann einen fahlen Mondschein durchblicken, der bald hier die weißen Felder streifte, bald dort das Eis auf dem Hohlweg wie tausend Sternchen funkeln ließ, um dann wieder an den Baumstämmen entlang zu gleiten und plötzlich in den weißverhangenen Wipfeln zu verschwinden. In weiter

Ferne, oben auf dem Berg, blinkte ein gelbliches Licht in der Meierei.

— Sag, Onimus... mein Bein tut mir ganz fürchterlich weh... Ein Schluck Brantwein könnte mir am besten...

— Oho!... wenn du so fortfährst, ist die Feldflasche leer, bevor wir an den Rehpfad kommen. Beherrsche dich doch... Bist du denn zu nichts anderm fähig als zum Jammern, Schneider?

— Der hl. Wendelin steh' mir bei! niemals habe ich solchen Schmerz in meinem Knie verspürt! Ich denke ein ganz kleiner Schluck Brantwein...

— Am Querweg werden wir trinken.

— Ach! so weit werde ich es nicht aushalten... Onimus, ich kann nicht mehr weiter gehen... wenn nicht ein Tröpfchen mich wieder aufmuntert...

Es war schon das vierte Mal, daß Wagner den Küser Onimus veranlaßte, den nächtlichen Aufstieg zum Schwarzen Wald zu unterbrechen.

Es wäre unchristlich zu behaupten, der Schneider hätte den leidigen Rheumatismus mit einer frechen Lüge einfach erfunden. Jedoch müssen wir zugeben, daß unser Held sich in diesem Augenblick wenig um das Befinden seiner Knie scheibe kümmerte. Auch der bestentwideltste Ischias kann zuweilen unempfinden bleiben. Es genügt hierzu, daß man, wie der unglückliche Alois, sich in einer solchen Aufregung befinde, die auch die erregbarsten Nerven abstumpft.

Fürchterliche Angst peinigte Wagner. Angst vor dem Schwarzen Wald, vor dem Erscheinen des Teufels; Angst, daß seine Kräfte ihm versagten, bevor er die verabredete Stelle erreicht hätte und er dadurch dem Jorn des Fürsten der Finsternis und der Rache seines Freundes Onimus verfallen sei; Angst, er möchte zu oft zu der Schnapsflasche greifen und seine ohnehin schon versagende Geistesgegenwart einbüßen; Angst wieder, er nähme des ermunternden Getränks nicht genug, und im letzten Augenblick könnte sein Mut ihn im Stiche lassen.

Kurzum, Alois hatte Angst vor allem, sogar vor seinem eigenen Schatten, der sich wie ein riesenhaftes Gespenst von der weißen Schneedecke abhob.

Auf die vierte Station folgte eine andere... dann noch eine... Als die beiden Männer auf dem Wechselplatz ankamen, war die Feldflasche beinahe leer. Onimus war zugänglicher und Alois Wagner begann, in einem Anflug von Begeisterung, die Poesie einer nächtlichen Wanderung durch die Berge in stiller, kalter Winternacht zu preisen.

— Na, Schneiderlein, ich meine mit deinem Knie geht es besser? sprach Onimus, seine Pelzmütze abnehmend, da ihm die Stirne wie Feuer brannte. Du bist ja so leichtfüßig wie eine Meise.

— Parpleu! antwortete Alois... Wie könnte ich hinter einem solchen Ausreißer, wie du einer bist, zurückbleiben? Und dieser Mirabellenschnaps hat einen solch angenehmen Geschmack, eine Kraft... ein... Ja... er könnte einen bis ans Ende der Welt mitführen.

— Er ist aus dem Jahr 1866.

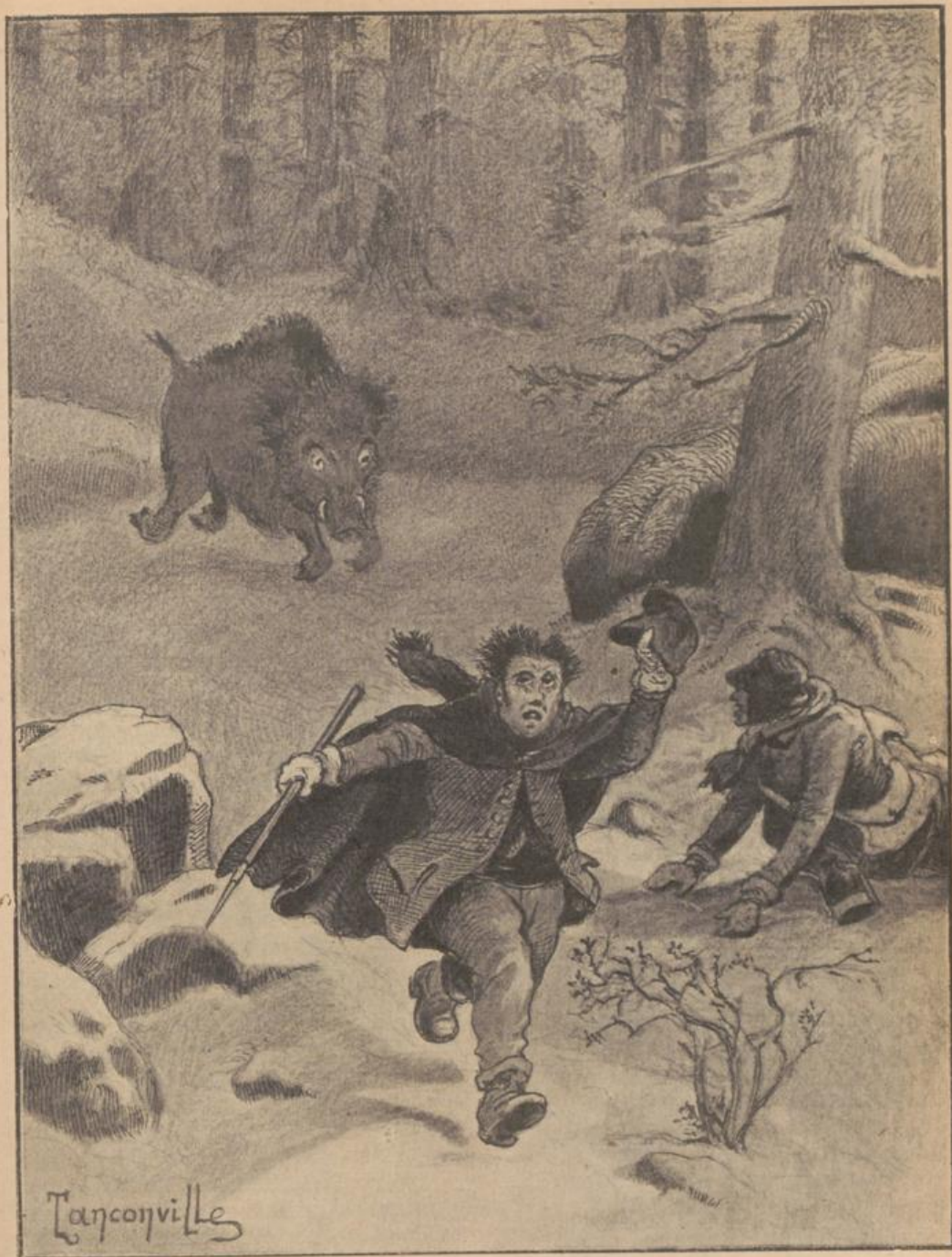
— Ebba!...

— Mein Großvater mütterlicherseits — Justinus Fromm — hat ihn gebrannt zur Zeit, als die Kaiserin Eugenie und der junge Prinz zum ersten Male nach Lothringen reisten.

— Ebba... Es ist einfach ein historischer Schnaps. Onimus, die Erinnerung an den alten Justinus Fromm stimmt mich ganz weich... Wenn ich seinen Mirabellenschnaps trinke, kommt es mir vor, als sähe ich den guten Mann... Wenn ich nur meinem Herzen folgte...

— Das ist eine schöne Gesinnung, Alois. Aber es bleibt so wenig Schnaps in unserer Feldflasche als Verstand im Hirn eines Gendarmen... Und dann dürfen wir vor allem unser Stelldichein da oben nicht vergessen, nicht wahr?

— Ha! Ha!... das famose Stelldichein mit dem Teufel! rief Alois sich vor Lachen schüttelnd, daß sein umfangreicher Bauch, seine Schultern und seine



Hinter dem Schneider erschallt der Galopp eines schweren Körpers.

lange Nase, die im Mondeslicht erglänzte, ins Wackeln gerieten. . . Ha! ha! er wünscht uns zu sehen? Nun, er wird uns sehen. . .

In plötzlichem Geldenmut rückte er mit kräftiger Faust seine wollene Mütze zurück und mit kühnem Sprung überholte er Dnimus und, seinen eisenbeschlagenen Bergstock schwingend, gab er das Zeichen zum Ansturm.

— Vorwärts, Küfer, vorwärts, ich wette meinen Zweispitz und meine Hellebarde, daß ich deinen Höllenfürst anschmauze wie einen ganz gewöhnlichen Chorbuben.

— O'r Kückü! beinahe hättest du mir die Augen ausgestochen, Schneider.

— Was? lachte Wagner, die Augen ausgestochen! wart nur, du sollst noch anderes erleben! Wenn wir erst am Kreuzweg sind, und inmitten einer Wolke von Feuer und Schwefel unter donnernendem Getöse die Erde sich aufstut. . .

Der dichte Wald, den Moïse eben betrat, hatten die letzten Worte verschlungen, und die gedrungene Gestalt des kleinen Schneiders verschwand in der Finsternis. . .

Hinter ihm folgte Dnimus mit seinen langen Beinen, ein ironisches Lächeln auf den schmalen Lippen.

**

— Die Stunde naht. . .

— Sie naht, Dnimus.

— Hast du die Steine und das Säckchen?

— Ich habe die Steine und das Säckchen, Dnimus.

— Gib mir die Steine.

— Hier sind sie, Dnimus.

— Nimm das Säckchen in die linke Hand. Wenn ich die erste Beschwörung sprechen werde, wirfst du es auf den Boden.

— Ich werfe die Beschwörung auf den Boden, Dnimus. . .

— Was? Heiliger Kuttelsalat!

— Ich, ich, werfe den Stein, Dnimus.

— Elender Schneider! Wenn du mit deinem blöden Getue den Satan vertreibst, werde ich dir den Rücken krumm schlagen. Hörst du, altes Waschweib?

— Ich höre, Dnimus. . .

— Laß mich in Ruhe mit deinem ewigen „Dnimus“, und denke an das Säckchen. . . Bei der ersten Beschwörung wirfst du es zu Boden.

— Bei der ersten Beschwörung. . . wiederholte eine zitternde Stimme.

Dann wurde alles still.

Mitten auf dem Kreuzweg stand herausfordernd der Küfer Dnimus und harrete mit Ungeduld auf das Erscheinen des Herrschers der Finsternis, denn die magischen Beschwörungsworte, die er eingeübt hatte, lagen ihm schwer auf der Zunge, und die Anrede, mit welcher er den Teufel begrüßen wollte, war in seinem Geist wohlgeordnet wie die Predigt eines gelehrten Redners.

Niemals noch hatte sich Dnimus so selbstsicher und so klardenkend befunden. Er war sich bewußt, daß ihm ein Erlebnis bevorstehe, wie es im Leben eines Mannes einzig dasteht. Von dem Gelingen oder Versagen seines Unternehmens würde die Richtschnur seiner ganzen Zukunft abhängen.

Und in seinem tiefsten Innern spürte er jene angstvolle aber zwingende Neugierde, welche vor Zeiten der alte Alchimist empfand, wenn er über seine Apparate gebeugt, in den zischenden Flüssigkeiten das Wunder von plötzlich erscheinendem Golde erhoffte.

Hinter dem Küfer in sich zusammengesunken, überdachte unterdessen Moïse Wagner, zerknirscht seine mißliche Lage, wie seine Arnie, seine vor Frost glühende Nase sich rächen würden, er dachte an das warme Bett, in dem Melanie ruhig schlief, an die Mitternachtsstunde, deren zwölfter Schlag bald erschallen würde, an das unheimliche Abenteuer, in das ihn ein toller Wahnsinn getrieben hatte, und an den elendighchen Tod, der in diesem einsamen Wald vielleicht seiner harret,

fern von seiner Frau, von dem Dorf, fern von jeglicher Hilfe.

Hätte er sich nicht vor den derben Fäusten seines Begleiters gefürchtet, so hätte er den aufsteigenden Tränen freien Lauf gelassen und laut geschluchzt. In einem Wort, der historische Brantwein des Justinus Fromm war verrauscht. Der unternehmungslustige Liebhaber diabolischer Zusammenkünfte hatte seine Geldmaske abgelegt und war wieder zu dem armseligen, friedliebenden Schneiderlein zusammengeschrumpft, der zähneklappernd dem nahenden unwiderstehlichen Schicksal entgegen sah.

... Doch plötzlich war der Mond hinter Wolken verschwunden.

Der Kreuzweg wurde unheimlich düster und die dunklen Tannen schienen näher zu rücken. Nur ein fahler Schimmer schlich sich durch die hohen Äste und ließ die beschneiten Wege wie dunkelgraue Streifen erkennen. Der Kaiser und sein Begleiter konnten kaum zwei Meter weit sehen.

Tiefe Stille herrschte ringsum — von Zeit zu Zeit knackte ein Ast oder ein Vogel regte sich im warmen Nest.

Aufhorchend und gespannt wartete Onimus und achtete nicht der Kälte, die seine dünnen Beine schon beinahe zur Hälfte gesteift hatte. Alois, der seinen Rosenkranz in der Tiefe seiner Tasche schon zum vierten Male betete, verirrte sich in den Vater noster und hüpfte voll Verzweiflung von einem Bein auf das andere, um nicht zu erfrieren.

— Das ist die Stunde, verkündete plötzlich eine ernste Stimme.

Der Schneider erschrak so heftig, daß er den Mund zum Schrei öffnete, doch kein Laut drang über seine Lippen. So verblieb er, mit aufgerissenen Augen, hochklopfendem Herzen und wartete angstvoll auf das Unvermeidliche...

In der Ferne ertönten vom Kirchturm von Ammerschwyr langsam die zwölf Glockenschläge. Und jeder Schlag fiel wie ein Keulenhieb auf die kenchende Brust des Schneiders. Beim zwölften Schlag

erhob Onimus, gen Norden gewendet, den Arm.

Der erste schwarze Stein streifte mit Wucht die Äste einer Tanne.

— Herrscher der Finsternis, dessen Macht ich anerkenne und dessen Beistand ich erflehe, ich beschwöre dich, im Glanz deiner Hoheit, vor meinen Augen zu erscheinen!

Gegen Sünden gewendet wiederholte der Kaiser seine Beschwörung.

Und ein zweiter Stein zischte durch die Luft...

— Herrscher der Finsternis...

Aber Alois hörte nicht mehr...

Wie ein Tier vor dem grausamen Auge einer Schlange den Blick nicht mehr abwenden kann, so schaute Alois auf zwei schillernde Punkte ganz nahe am dunkeln Waldesrand...

„Er“ war es!...

„Er“ war gekommen...

Nun sollte das Drama mit all seinem fürchterlichen Unheil beginnen...

Unterdessen fuhr Onimus, ahnungslos was hinter seinem Rücken geschah, in seinen Beschwörungen fort: Ich beschwöre dich, vor meinen Augen zu erscheinen.

... Aber er ist ja hier! ... zu Hilfe, Onimus. Das ist sein flammender Blick. Er kommt! Er naht... Hilfe, Onimus!...

Ja, dies alles wollte er ausrufen der unglückliche Alois. Er fühlte die dringende Notwendigkeit, diesen verwünschten Ort so schnell als möglich zu verlassen.

Und doch verblieb er willenlos, machtlos, die Augen auf die zwei teuflisch funkelnden Punkte geheftet.

— Herrscher der Finsternis...

Mit immer kräftigerer Stimme beschwört Onimus den Teufel zum vierten und letzten Male.

Und plötzlich knackt und rauscht es von gebrochenen Ästen. Wie der Blitz springt ein großes schwarzes Ungetüm mit zwei feurigen Augen, schnaubend aus dem Wald...

Hufe ertönen auf dem hartgefrorenen Schnee. Ein riesenhafter Schatten kommt drohend und knurrend näher, ein ent-

jetzlicher Geruch verbreitet sich. . . die bald grünlich, bald rotschillernden Augen entsteigen sicherlich der Hölle.

Da schnellst Alois, der zitternde Alois, wie durch ein Wunder, das allen Ärzten und Schneidern der Zukunft zur Bewunderung überlassen bleibt, rückwärts über den ahnungslosen Onimus, fällt über ihn in den Schnee, erhebt sich, macht noch einige Luftsprünge und — wie ein Meteor aus dem Himmelszelt — jagt er in den dunkeln Wald.

Seine schmerzenden Knie? seine vor Kälte steifen Glieder? sein umfangreicher Bauch? seine Unentschlossenheit? seine passive Untertänigkeit vor Onimus? Sein ganzes Wesen voll nutzloser Tränen und ängstlicher Klagen?

Vergessen ist alles!

Seht nur den Kerl! seht wie er sicher und kühn auf dem steil abfallenden Pfad hineilt. Sein Fuß berührt kaum den Boden, setzt über die hemmenden Wurzeln, umgeht die tiefen Furchen, gleitet über das verräterische Eis.

Stoß und Mühe in jeder Hand, hält er die Arme ausgebreitet wie ein Seiltänzer und sein aufgeknöpfter Mantel flattert hinter ihm wie Flügel eines mächtigen Vogels.

— Heilige Mutter Gottes von Dusenbach, steh mir bei! Ich verspreche dir eine Wallfahrt und zwei Fünzigpfennigerzen. . .

Hinter dem Schneider erschallt der Galopp eines schweren Körpers.

— Heiliger Wendelin, bitte für mich! Ich will dir zu Ehren drei Messen lesen lassen!

Und immer wieder ertönten die schrecklichen Hufe in steter Verfolgung.

— Heilige Jungfrau von Drei-Ähren, hilf mir. . . Ich will das schönste Ex-voto in deiner Kapelle aufhängen. . .

Zwanzigmal schon ist Alois an den Stämmen gestrauchelt. Zwanzigmal hat er mit unglaublicher Behendigkeit sein schwankendes Gleichgewicht wieder hergestellt. Und ein Wunder war es, diesen giftigen, wohlbeleibten Küster, der sich

oft auf beide Hände stützen mußte, wenn er bei dem Opfergang auf die Tribüne stieg, zu sehen, wie er mit geschickter Wendung und kühnen Sprüngen den Grundlehren der Schwer- und Zentrifugalkraft Troß bot.

Doch eine so wilde Flucht konnte nicht ewig dauern. Wenn man auch einen wohl angebrachten Schwerpunkt besitzt, und eine namenlose Angst dem Willen als Ansporn dient, es kommt dennoch ein Augenblick, wo die Glieder versagen.

Übrigens muß in dem Fall des unglücklichen Alois Wagner, die wachsende Angst, bewirkt durch die tatsächliche Nähe des Teufels, in Anrechnung gebracht werden. Dieser hielt nicht nur Schritt, sondern sein Schnauben wurde von Sekunde zu Sekunde deutlicher, und seine Hufe tönten immer rascher. Schon glaubte der gehezte Schneider den Griff der Teufelstape mit ihren gebogenen Krallen im Genick zu spüren, so wie sie auf dem Bild über dem Beichtstuhl in der Kirche dargestellt war.

. . . Und was kommen sollte, geschah.

In dem Augenblick, als der Schneider aus dem Wald trat und den Fuß auf den Wiesenrand setzen wollte, verschwand der Mond hinter einer Wolke und dunkle Nacht verhüllte wieder die schlafende Natur.

Überrascht durch die plötzlich eintretende Finsternis, sah Alois nicht, daß der Pfad hier zwischen Dornenhecken scharf abbog.

Und zwei Sekunden später lag der Schneider, der in seinem raschen Lauf wie ein Ball durch die stechende Mauer hindurchgefaßt war, jenseits, in einem tiefen Loch, in dem sich mehrere Fuß Schnee angehäuft hatten.

Im Glauben, daß er nun in den Höl- lenabgrund hinabfuhr, stieß Alois Wagner einen furchtbaren Schrei aus und beide Arme zum Himmel erhebend, fiel er in Ohnmacht. . .

**

Am frühen Morgen, als Valentin, der

Sennhub, mit einem Rückkorb voll Käse den Berg herabkam, hörte er stöhnen und fand den armen Schneider im Graben. Mit zwei gebrochenen Rippen, einer schweren Bronchitis und den ganzen Körper voller blauer Flecken, kam Alois davon. Selbstverständlich wurde ihm eine kräftige Gardinenpredigt verabreicht, wie sie selten ein schuldiger Ehemann zu hören bekommt.

Das Merkwürdige an dieser Geschichte war, daß die wollene Mütze des Küsters auf den Hauern eines eine Woche später erlegten Wildschweines aufgespießt, gefunden wurde. . .

Und da der Küfer Onimus seinerseits aus dem Wald gestiegen war mit untrüglichen Merkmalen am Rücken. . .

**

Vater Bischof schloß seine Geschichte mit einem kräftigen Rippenstoß in meine Seite.

Darauf er sein Glas mit goldgelbem Wein füllte und mich über den Rand mit seinen schlauen Augen anblinzeln, meinte er :

— Mann! ich hab davon gegessen. . . und ich kann euch versichern, daß der Teufelsbraten mit Maronen ein ausgezeichnete Braten war!

André Zwingelstein.

Der Kandidat.

Der Autobus, in dem Herr Anatole Bourbonnot Platz genommen hatte, fuhr durch die Champs-Élysées. Doch, weder die brennende Julisonne, noch das lustige Knattern des schweren Wagens, vermochten die selbstzufriedene Stimmung des behäbigen Fahrgastes zu stören. In sommerlicher Kleidung, tadellos rasiert, saß Herr Bourbonnot in seiner Ecke und spann seine Gedanken weiter. Er war nur 45 Jahre alt und seit einem Jahr Wittwer. Seine ausgezeichnete Ehehälfte, eine sorgliche Hausfrau, fehlte

ihm gar sehr; sie hatte ihm das Leben verjüht und es geregelt. Ihr Ableben war die erste unangenehme Überraschung, die sie ihm je bereitet hatte und wofür er ihr auch grollte, denn seine lieben Gewohnheiten litten darunter: die Suppe war nicht mehr so regelmäßig gut; die Haushälterin goß zu viel Essig an den Salat. Im Restaurant essen, war ihm widrig, weil er nicht immer an denselben Tisch zu sitzen kam, und der Geruch anderer Mahlzeiten als die seinige, ihm unausstehlich war. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein bleibe“ . . . sagte er sich. Und so machte er sich denn eines Tages auf die Suche nach einer zweiten Lebensgefährtin; aber vorerst ganz vorsichtig, denn niemand sollte seinen Plan merken.

Mit scheinbarer Gleichgültigkeit, die seine Kollegen in Staunen versetzte — er war Steuerbeamter im XVI. Arrondissement, — zog er allseits Erkundigungen ein. Und als seine Sommerferien herannahten, nahm er eine schon längst und oft gemachte Einladung eines Freundes an, einige Tage in Boubert, einer kleinen, an der Ostbahn gelegenen Ortschaft, zu verbringen.

Dieser Freund, Eugen Barthélemy, hatte ein kleines Gut geerbt, das er mit seiner lebenswürdigen Schwester bewohnte, deren Bekanntschaft Herr Bourbonnot nunmehr machen sollte. An sie dachte er eben im Autobus auf der Strecke zwischen der Porte Maillot und der Place du Châtelet, wo er umsteigen mußte, um an den Ostbahnhof zu gelangen. Seine mandelförmigen, graugelben Augen begegneten gleichzeitig den Blicken, mit denen die Mitreisenden, die schweigend und müde durch das Gepolster des schweren, erstickenden Behikels, den peinlich sauberen, behäbigen und selbstzufriedenen Herrn zu bemerken schienen. Doch dieser ließ sich keineswegs seine gute Laune beeinträchtigen.

Bedächtig zog er eine Nagelzange aus seiner funkelnagelneuen, gelblederten Reisetasche und begann seine Nägel da-

mit zu bearbeiten, damit ja alles an seiner Person zum bevorstehenden, wohlberechneten Schritt angemessen sei. Für diese feierliche Gelegenheit, hatte er seine Trauerkleider gegen einen grauen Anzug vertauscht, wodurch das tadellose Weiß des Hemdes und der Krawatte noch mehr zur Geltung kam. Kragen und Manschetten hatten kleine rosa-weiße Streifen; er hatte sie absichtlich so gewählt: violett wäre allerdings für einen Witwer anständiger gewesen, aber Herr Anatole wußte recht wohl, daß rosa entschieden besser zu seinem graumelierten Schnurrbart und seinem vom Nichtstun strohenden Teint passen würde.

An der Place du Châtelet angelangt, steckte Herr Bourbonnot sorgfältig die Nagelseile wieder in die Scheide. Ohne Übereilung stieg er um, bestieg einen Wagen, der ihn zur Bahn brachte, und nachdem er wieder seinen Zwicker mit schwarzer Fassung aufgesetzt hatte, musterte er erneut sorgfältig seine Nägel; seine Hände waren peinlich sauber und gepflegt. Das Bad, das er soeben genommen, war nichts Außergewöhnliches, sondern etwas Gewohnheitsmäßiges; sofort merkte man auch, daß er nie schwere Arbeit verrichtet habe. Seine Kollegen bewunderten ihn auf dem Bureau, wo er bestrebt war, ja nicht das von seiner Verwaltung geforderte Arbeitsminimum zu überschreiten. Die Steuerzahler der Nachbarschaft konnten ihn gut leiden, denn, da er selbst die zeitraubenden, verwaltungsmäßigen Scherereien haßte, so unterließ er es, seine Kunden durch kleine, administrative Schikanen zu belästigen.

Unser Held hatte seine Fahrt so genau berechnet, daß, nachdem er seine Rückfahrkarte für Bauvert eingelöst (und sich vergewissert hatte, daß sie 8 Tage gültig sei) ihm noch eine ganze Viertelstunde übrig blieb, um ein Abteil II. Klasse auszusuchen und sich darin möglichst breit zu machen, seine Reisetasche neben sich.

Er hatte seine Beine übereinandergeschlagen, damit man ja auch seine gelben Schuhe sehe; wie die Reisetasche, waren auch sie aus marktstreierischem, gelbem Leder.

Herr Bourbonnot las nie auf Reisen: er schonte seine Augen, denn schon mußte er ja einen Zwicker tragen, was ihm höchst unangenehm war. Dennoch fehlte es ihm durchaus nicht, weder an Beschäftigung, noch an Zerstreuung. Zuerst nahm er seinen feinen, schmalrandigen Strohhut ab und legte ihn behutsam neben die Reisetasche; dann zog er funkel-nagelneue, gelbe Handschuhe aus seiner rechten Tasche.

Und die Frage warf sich auf: werde ich sie anziehen oder nicht?

Sie werden schmutzig werden in dieser scheußlichen Eisenbahn, aber andererseits werden meine Hände sauberer bleiben. Und dann... wird es Frä. Barthélemy imponieren, denn höchstwahrscheinlich wird sie nicht viele behandschuhete Herren empfangen.

Dieser letzte Gedanke gab den Ausschlag, und Herr Anatole bemühte sich eifrig, die Finger seiner linken Hand in den neuen Handschuh zu zwingen.

Eugen trug nie Handschuhe, sogar nicht im Winter; er kam aufs Bureau, ohne sich darum zu kümmern, gab er doch so wenig auf seine Person!... meine gute Eliza meinte mit Recht:

— Dieser Mann sollte heiraten, man sieht, daß sich niemand um ihn annimmt!

Und während der Witwer so an die Dahingeshiedene dachte, streifte er sich behutsam den Handschuh über den Ehering; und dann wieder an die Gegenwart denkend, fielen seine Gedanken auf einen andern Ring, den er am kleinen Finger der rechten Hand trug: es war ein Damenring, aus rotem Gold, mit einem winzigen Brillanten, und die verstorbene Dame hatte ihn ihr eigen genannt. Als sparsamer, fürsorglicher Mann hatte Herr Bourbonnot denselben auffrischen lassen.

— Die Frauen tragen immer gerne Schmuck, sagte er sich; der Ring wird schon Fr. Barthélemy gefallen. Wie sie mir aussehen mag? Eugen schien sie nicht gerade zu bewundern, denn neulich, als ich ihn nach dem Befinden seiner Schwester frag, gab er mir die barsche Antwort:

— Marguerite? .. oh, der geht's immer gut. Sie ist bei einer alten Tante, deren Erben wir sind, auf dem Lande aufgewachsen. Den „Chic“ der Pariserin besitzt sie allerdings nicht! aber sie führt den Haushalt. .. Kann man mehr verlangen?

— Sie muß sich jedoch jedenfalls auch um ihren Bruder kümmern, denn ich habe wohl gemerkt, daß seine Wäsche viel sauberer ist wie früher, und daß seine Krauwatte besser gebunden ist. .. Ja! Fräulein Marguerite, Sie ahnen wohl nicht, daß es gerade diese Kleinigkeiten sind, die meine Gedanken auf Sie gelenkt haben!

— Da meine Schwester gegen die dreißig geht, hatte S. Barthélemy gesagt, als er das Bureau verließ, um sich nach Baurvert zurückzuziehen, so können wir vortrefflich miteinander auskommen.

— Dreißig Jahre, wiederholte sich Herr Anatole, das ist ein annehmbares Alter, das auch mir paßt. .. Nie würde ich daran denken, ein ganz junges Mädchen zu heiraten, das würde meine Gewohnheiten allzusehr stören; sie würde viel ausgehen und sich belustigen wollen. .. eine Frau in meinem Alter wäre wieder zu alt, und ich müßte mich ihrer annehmen. .. es ist sonderbar, ich habe schon öfters bemerkt, daß Frauen, die nicht mehr kokett sind, schnell altern. Elisa schien viel älter als ich, und dennoch war sie fünf Jahre jünger.

So in Gedanken vertieft, schaute er mit solcher Überzeugung sein Gegenüber an, daß dieser glaubte, er habe ihn etwas gefragt: der Mitreisende rückte näher und in höflichem Ton sagte er gutmütig:

— Bitte um Verzeihung, mein Herr!

Sie haben mich angesprochen? .. ich bin etwas schwerhörig: Sie wünschen, vielleicht, daß ich das Fenster schließe. Es fliegt tatsächlich eine Menge Staub herein. ..

— Im Gegenteil, sagte Herr Bourbonnot, der in der Fahrtrichtung saß, ich liebe sehr die Luft.

Der andere nickte und ließ den Fensterriemen fallen, mit dem er die Scheibe hoch ziehen wollte. Es war ein kleines, kränkliches Männchen, das an Unterwürfigkeit gewohnt schien.

Die Strecke Paris-Baurvert legt man, sogar im Bummelzug, in einer Stunde zurück. Herr Bourbonnot war der einzige Passagier, der dort ausstieg, und der Bahnsteigschaffner nahm ihm mit der größten Höflichkeit das Billet ab, was Anatole besonders schmeichelte.

— Ist das Haus des Herrn Barthélemy weit von hier? fragte er den Mann mit der Mütze.

— Gar nicht, mein Herr: sehen Sie dort den kleinen Turm? Es ist das erste Haus an der Straße, halbwegs auf das Dorf zu.

Seine Reisetasche in der Hand, machte sich der Pariser mutig auf den Weg. Die Straße war weiß vom Staub. Die Sonne warf ihre brennenden Strahlen auf seinen neuen Hut und seine Schuhe fingen an ihn zu schmerzen; nichtsdestoweniger ging er weiter, gelassen und kaltblütig wie immer.

Nach einer Viertelstunde erreichte er eine hohe Mauer, hinter welcher der Turm des niedlichen Schweizerhäuschens lustig emporblickte. Kaum hatte Anatole an dem kleinen Tor die Glocke gezogen, die schrill in der Ferne ertönte, als schon die Tür sich öffnete, und S. Bourbonnot vor einem hübschen, jungen Mädchen, mit aschblonden Haaren stand.

Ein junges, hübsches Mädchen! .. Die Erscheinung war so unerwartet, daß er zum ersten Male fühlte, wie er errötete. Aber das dumme Rot verschwand

rasch und, sich zusammennehmend, frag er mit kalter Höflichkeit:

— Entschuldigen Sie, Fräulein, ich suche das Haus des Herrn Barthélemy; Sie wären sehr liebenswürdig, wenn Sie...

— Bitte treten Sie ein, mein Herr! Sie sind jedenfalls Herr Anatole Bourbonnot?... Mein Bruder ist abwesend, wird aber bald heimkommen.

Kein Zweifel, Eugen hat ihn belogen! Diese junge Dame, mit den blauen, aufrechten Augen, mit dem reizenden, etwas ironischen Lächeln, das war die Schwester des gutmütigen, dicken Kerls, des langjährigen Kollegen auf dem Bureau der Steuerkasse.

Im selben Augenblick trat eine alte Magd, mit einer weißen Haube, aus dem Hause und näherte sich.

— Celestine, sagte Fräulein Barthélemy, nehmen Sie doch Herrn Bourbonnot seine Reisetasche ab und bringen Sie dieselbe auf das Zimmer, das Sie für ihn hergerichtet haben... Dann zum Freund ihres Bruders gewandt, sagte sie:

— Darf ich Ihnen etwas anbieten, mein Herr? Eugen ist immer durstig, wenn er von Paris zurückkommt.

— Dies Mädchen weiß, was die Männer brauchen: es gefällt mir! so dachte Herr Anatole, während er laut sagte:

— Sie sind wirklich zu liebenswürdig, Fräulein!

— Celestine! bringen Sie uns doch Wein und Kirichen... es ist so heiß in der Eisenbahn.

— Ich merke, Sie reisen nicht gerne! Fahren Sie öfters nach Paris, mein Fräulein?

— Ich war in meinem Leben noch nicht dort!

— Nein, so was!... da hätten Sie aber so viel zu sehen...

— Das sagen mir alle Leute!

— Und dennoch lassen Sie sich nicht überreden?

— Durchaus nicht! Sehen Sie, alle, die aus Paris zurückkommen, sind unzu-

frieden. Mein Bruder ist stets schlechter Laune, wenn er wieder aus der Hauptstadt zurückkehrt.

Celestine kam unterdessen mit dem Servierbrett zurück, das sie auf den Gartentisch neben einer ländlichen Bank stellte.

Die neuen Schuhe des Herrn Bourbonnot drückten ihn nur noch mehr nach seinem Spaziergang. Er war daher entzückt, sich neben Fräulein Barthélemy setzen zu können, die ihm einschenkte. Sie selbst trank keinen Wein und spielte nur mit einigen Kirichen, deren schönste sie dem Gast ihres Bruders vorsetzte.

— Warum trinken Sie nicht, mein Fräulein?

— Ich habe nie Durst... ich bin kein Mann!

— Wenn Sie Ihr Bruder oft so allein läßt, müssen Sie sich ja schrecklich langweilen, meinte Herr Bourbonnot, der nicht mehr recht wußte, was er dem reizenden Mädchen sagen sollte.

— Das heißt... es ärgert mich für ihn, daß er ständig so hin und her rennt, statt gemütlich zu Hause zu bleiben. Ich langweile mich nie, denn ich habe viel zu tun. Und plötzlich aufspringend, fügte sie hinzu: ich arbeitete gerade im Garten, als Sie ankamen, und glaube noch etwas erledigen zu müssen. Entschuldigen Sie mich bitte einen Augenblick...

Mit wachsendem Interesse folgten Herr Bourbonnots Blicke dem jungen Mädchen. Von seiner Bank unter den Obstbäumen konnte er mit aufrichtiger Freude die rege, schlanke Gestalt beobachten, deren einfache, helle Toilette heftig im Abendwind flatterte. Der Schatten ihres großen Gartenhutes verhinderte, daß man die Sommersprossen auf ihrer zarten Haut merkte.

Herr Bourbonnot, der seine Handschuhe ausgezogen hatte, betrachtete abermals seine Fingernägel. Da kam das junge Mädchen zurück.

— Wie schöne, weiße Hände Sie haben, Herr Bourbonnot, sagte sie lachend;

Sie müssen mir versprechen, nie meine Hände zu betrachten: ich habe sie meinen Blumen geopfert! Lieben Sie die Blumen?

— Wie sie auch heißen mögen: ich bin ein Verehrer aller Blumen!

— Dann kommen Sie, meine Nelken und Stiefmütterchen sehen. Ich gebe Ihnen dann eine Teerose für ihr Knopfloch.

Nur ungern verließ der Pariser seinen Platz. Seine Gesellschafterin hatte sein Kompliment nicht verstanden, er aber begriff noch weniger den Reiz eines ländlichen Gartens. Er zog bei weitem die wohlgepflegten Rasenflächen und Beete des Bois de Boulogne all' diesem Wirrwarr von Gemüse und Blumen vor. Diese botanische Republik, wo die schönsten Salonrosen Stachelbeeren zu Nachbarn hatten, wo die Pfingstrosen neben den Spargelbeeten standen, und wo die wunderbarsten Nelken ihre Blüten inmitten von Petersilie und Salat wiegen, dies alles beleidigte seine aristokratischen Reigungen.

Lustig schritt Fräulein Marguerite in den schmalen Pfaden einher; hin und wieder bückte sie sich, um einen Ast aufzuheben, um dann, mit reizender Geste, die wilden Löckchen, die ihr in die Augen fielen, wieder zurückzustreichen.

— Es freut mich, sagte sie plötzlich, daß Sie so früh gekommen sind; beim Weggehen sagte mir noch Eugen:

— Bourbonnot wird wahrscheinlich erst mit dem 6-Uhr-Zug kommen. Bereite das Abendessen für etwas später, sonst hält er uns für ganz verwildert; du weißt, es ist der Alte vom Bureau, von dem ich dir so oft gesprochen habe... Übrigens, Herr Bourbonnot, finde ich Sie gar nicht so alt! Nein! wie konnte er mir nur so was sagen!

Sehr geschmeichelt, verneigte sich Anatole. Immer mehr und mehr ward er von der Naivität des jungen Mädchens eingenommen. — Ja, fuhr sie fort, es freut mich sehr, denn ich wollte ein we-

nig mit Ihnen sprechen, denn ich weiß, Sie haben einen großen Einfluß auf meinen Bruder.

— Aber Fräulein!

— So ist es! Er wiederholt mir ständig, was Sie gesagt haben. Jeden Augenblick erzählt er, Sie hätten dies oder jenes gesagt. Ich habe das Empfinden, als kenne ich Sie schon lange, als dürfe ich Sie daher bitten, Ihren Einfluß bei Eugen geltend zu machen, betreffs einer sehr wichtigen Angelegenheit.

— Ich werde alles tun, was Sie wollen, mein Fräulein, ich werde alles tun, um Ihnen zu gefallen!

— Es handelt sich um eine Heirat. Ich glaube, es fehlt nicht mehr viel, um meinen Bruder zum Entschluß zu bewegen; aber andererseits fürchte ich, daß er sich zu leicht entmutigen läßt; er ist 20 Jahre älter als ich, und leider läßt er von seinen Junggesellenmanieren nicht ab; trotzdem zeigt er eine große Zuneigung zu Madame Defréville...

— Sie haben ihm schon eine Frau ausgesucht?

— Ich bin bestrebt, den Traum meiner lieben Tante zu verwirklichen... Mme Defréville ist unsere Nachbarin, sie ist eine kinderlose Wittve und das Haus, das sie bewohnt, ist ihr Eigentum; beide Anwesen grenzen aneinander. Sie ist 38 Jahre alt, besitzt einen außerordentlich liebenswürdigen Charakter. Die kleinen Eigentümlichkeiten, die an ihr meiner Tante mißfielen — das etwas englische Benehmen, die Vorliebe für den Rad-sport — gefallen gerade so sehr Eugen: wenn wir sie nur zusammenbringen könnten!...

— Das ist eine Kleinigkeit, stammelte Anatole verlegen, der nicht mehr recht wußte, was er dazu sagen sollte. Es war etwas so Unvorhergesehenes, in Vaubert nicht als Heiratskandidat von Fräulein Barthélemy empfangen zu werden, sondern als deren Vertrauter in Heiratsangelegenheiten ihres Bruders. „Aber Sie,

mein Fräulein, was werden Sie tun, wenn Ihr Bruder wieder heiratet?"

— Oh! das ist ganz einfach, ich werde zu Hause bleiben! Madame Defréville ist dann meine Schwägerin; sie ist eine sehr praktische Frau, mit der ich mich sehr gut vertragen werde, um unser Anwesen zu verwalten.

— Und Sie selbst denken wohl nicht ans Heiraten?...

Geschieht hatte Herr Anatole den kleinen Satz über die Lippen gebracht, während gleichzeitig seine Augen voller Bewunderung auf Fräulein Marguerite ruhten, die ihm immer mehr gefiel. Ihr persönlicher Reiz, der Mangel an Egoismus, ihr praktischer Sinn hatten vollends seine Skrupel behoben.

Herr Anatole Bourbonnot war bis über die Ohren verliebt!...

Darüber vergaß er die wohlgepflanzten Klostertöpfe, den Dorn der Stachelbeerenbede, der ihm seine neue Hose zerrißen hatte, denn er wählte sich im irdischen Paradies: eine neue Eva, in zartem Lilagewand, schritt neben ihm.

— Heiraten? — wiederholte das junge Mädchen, und ihre Augen bekamen einen melancholischen Ausdruck — meine Tante sagte mir immer:

— Marguerite, man muß die richtige Wahl zu treffen wissen und geduldig abwarten!...

— Ich bin sicher, mein Fräulein, daß Ihre Wahl Ihnen nur zur Ehre gereichen wird, äußerte Herr Bourbonnot wichtig.

Aber sie hörte ihn nicht und, ganz in ihrem Traum versunken, fuhr sie fort:

— Ja! ich habe meine Wahl getroffen!...

Dabei schaute sie ihn so treuherzig und offen an, daß Herr Bourbonnot ihre Hand ergriff und zu ihr sagte, da er sie auf dem Laufenden seiner eigenen Wünsche hielt:

— Fräulein! ich glaube den Namen des Glücklichen zu erraten?...

— Was, mein Herr, Sie kennen meinen Bräutigam? Da haben Sie wohl

einen Freund oder einen Verwandten in demselben Regiment!...

Herr Bourbonnot glaubte sich vom Schlag gerührt! aber er beherrschte sich, ließ die ergriffene Hand des Mädchens fallen und antwortete kalt:

— Ich habe keinen Verwandten oder Freund in der Armee!

— Mein Bräutigam ist Offizier im Tonkin... ich erwarte seine Rückkehr. Ich warte... da werde ich manchmal ungeduldig, was ganz selbstverständlich ist, nicht wahr, Herr Bourbonnot? Ah! da kommt mein Bruder!

Zwei Radfahrer erschienen im Garten, ihre Räder an der Hand.

— Guten Tag, alter Freund! — rief Eugen Barthélemy, rot und vergnügt, du bist früh angekommen. Ich habe meine Wette verloren. Nicht wahr, die Kleine ist ein liebes Ding?

Seine Begleiterin, eine corpulente, liebenswürdige Dame, küßte Fräulein Marguerite stürmisch.

— Wie ihre Schwester so hübsch und so jung ist, sagte Anatole mit vorwurfsvollem Ton zu seinem Freund.

— Was willst du, wir hatten denselben Vater, aber nicht dieselbe Mutter. Marguerite hat doch 25 Jahre überschritten!... dann Anatole leise ins Ohr flüsternd: ich muß doch jung erscheinen, verstehst du?

— Herr Bourbonnot, sagte Fräulein Barthélemy, gestatten Sie mir, Sie Madame Defréville vorzustellen.

— Das ist doch ein starkes Stück, dachte der Pariser. Mich diese Reise umsonst machen zu lassen!

Dennoch verbeugte er sich mit nachlässiger Grazie, da er mit Genugthuung rechtzeitig gemerkt hatte, daß er auf die Witwe einen sehr günstigen Eindruck gemacht hatte.

Marc Ryan.

Kleine Verwechslung. — Höhere Tochter (zu einem Maler, der Fensterbretter anstreicht): „Haben Sie auch Sehnsucht nach Italien?“

Die schöne Wäsche
sollte nur gewaschen
werden mit



den Spezial-Erzeugnis
für alle zarten Gewebe

St. Ame SAVONNERIE LEVER, HAUBOURDIN-LEZ-LILLE (Nord)
Fabrikanten der berühmten "SUNLIGHT SEIFE"

KAUFEN SIE NICHT
MIT VERBUNDENEN AUGEN,
prüfen Sie dann werden Sie fordern.



S^r A^m SAVONNERIES LEVER, HAUBOURDIN-LEZ-LILLE (Nord)

die beste und sparsamste Seife

Für die Reinigung Ihrer Messer, Silbersachen,
Porzellan, Glas- und Metallwaren
Badewannen, Parketböden; Spiegel etc. etc.

Gebrauchet

VIM

welcher alles reinigt
und poliert.



S^r A^m SAVONNERIES LEVER, HAUBOURDIN-LEZ-LILLE (Nord)
Fabrikanten des berühmten "LUX" für feine Wasche

„Bondjou M'Bala“ der Elefantenjäger.

(Mit einer Abbildung.)

Mein Freund Nturbe, ein eifriger Subertusjünger, ist in ganz Aquatorial-Afrika unter dem Namen Bondjou M'Bala, der Elefantenjäger, bekannt.

Sein etwas zerschundenes Gesicht, eine verstümmelte Hand, die fehlenden Zähne, die durch goldene ersetzt sind, die feinen Mund, wie ein goldgefüllter Geldschrank erscheinen lassen, legen Zeugnis ab von den in der Wildnis überstandenen Gefahren, sowie von seinen verschiedenartigen Jagdabenteuern, denn er ging auf jegliches Wild aus.

Ein Löwe, den er getötet zu haben vermeinte, biß ihm einige Finger ab, als er auf der erlegten Beute sitzend, ahnungslos mit der Hand durch die dichte Mähne fuhr. Ein anderes Mal drückte ihm ein Rhinoceros zwei Rippen ein, und ein Büffel, den er nur verwundet hatte, erfaßte ihn mit seinen Hörnern und warf ihn auf einen Baum: an jenem Tage ließ Nturbe einen Teil seiner Kinnbacken am Äquator zurück.

Aber sein aufregendstes Abenteuer war entschieden folgendes: eines Morgens, da Nturbe einen Sumpf entlang schritt, um einige Wildenten zu schießen, wäre er um ein Haar das Opfer eines anderen Entenliebhabers geworden, den er hier nicht erwartet hätte. Eine Riesenschlange von über 30 Fuß Länge, die zusammengeringt ebenfalls auf Enten lauerte, schnellte auf den Jäger und wand ihren schillernden Leib um seine Brust: er fühlte, wie ihm unter der schnürenden Last der Atem ausging und seine Rippen bedrohlich krachten, er sah vor seinem Gesicht den weitgeöffneten Rachen mit den spitzen Zähnen und der Zunge, die auf ihn gerichteten funkelnden Augen... es war um ihn geschehen! Erstickt, erdrückt, zermalmt, mit giftigem Schleim bedeckt, hätte er im Leib des Ungeheuers ein elen-

des Grab gefunden, wenn nicht sein treuer Neger, der ihn glücklicherweise nie verließ mit seinem Säbel der Schlange den Kopf abgeschlagen hätte.

Die festen Ringe lösten sich, die Schlange fiel zu Boden; der Jäger aber verfiel einem schweren Nervenfieber, das ihn wochenlang auf das armselige Lager in einer elenden Hütte fesselte, um welche abends die Löwen schlichen. Als sich endlich mein Freund erholte, hatte er schneeweißes Haar, er war um 20 Jahre gealtert, infolge der erlittenen physischen und moralischen Erschütterung. Dennoch verbrachte er noch mehrere Jahre in Afrika, im Auftrag einer Gesellschaft, die den Handel mit Kautschuk und Elfenbein betrieb. Er zog nur noch auf die Elefantenjagd, die ein anregender, aber höchst gefährlicher Sport ist, die den Jäger zwingt, oft meilenweite Strecken zu durchstreifen, um dem sich in der Savanne oder im Wald ständig umherstreifenden Wild nachzustellen: so hat Nturbe das Innere unseres Äquatorial-Afrikas durchkreuzt, ebenso das immergrüne Gebiet des Dubanghi-Chari, der beiden großen, mehrere Kilometer breiten Flüsse, im Vergleich zu denen der Rhein nur ein Bächlein ist.

Als ich Anfang letzten Jahres, meinem Freund in Paris begegnete, war Bondjou M'Bala, nach siebenjähriger Abwesenheit auf der Jagd, erst seit wenigen Monaten in die Heimat zurückgekehrt. Von der Tropen Sonne gebräunt, abgemagert, einem Skelett gleich, schien er 50 Jahre alt, obwohl er kaum 35 zählte. Eine unerhoffte Erbschaft hatte ihm Reichtum und Unabhängigkeit gesichert. Dennoch langweilte er sich in der beengenden Atmosphäre der zivilisierten Großstadt: es fehlten ihm die Freiheit, der ungeheure, geheimnisvolle Urwald, die Strapazen der gefährlichen Jagden... schon sann er auf neue Abenteuer und plante nach Afrika zurückzukehren, um von neuem auf die Elefantenjagd auszuziehen.

Die schöne Villa in La Baule in der Bretagne, die ihm als Eigentum zugefallen war, wollte er mit den erbeuteten Trophäen, namentlich mit mächtigen Elephantenzähnen, die er vordem für die Händler erbeutete, schmücken. Und als wir uns trennten, war sein Entschluß so weit gefaßt: seine Einschiffung stand bevor, denn, sagte er, in wenigen Wochen schon wolle er wieder im Herzen Afrikas, dem Schauplatz seiner künftigen Tätigkeit, sein. Einige Monate später, als ich in La Baule promenierte, stieß ich unverhofft auf meinen Freund, dessen Gesicht vor Gesundheit strahlte.

— Wie! rief ich erstaunt, schon zurück? Ich glaubte Sie für lange Zeit noch auf der W'ala-Jagd... und wie gesund Sie jetzt aussehen!

— Ich bin gar nicht nach Afrika abgereist — antwortete er mit tiefem Ernst — so sonderbar Ihnen dies auch vorkommen mag! Aber Sie sollen die ganze Geschichte erfahren. Kommen Sie morgen zum Frühstück in meine Villa, Sie sollen Ihr Gutachten über meine Köchin und deren ausgezeichnete Kunst abgeben: und beim Nachtmahl werde ich Ihnen dann erzählen, wie ich dazu kam, Elephantenjäger zu werden, meine Abenteuer in Afrika und was mich dann schließlich bewogen hat, auf immer der W'ala-Jagd zu entsagen...“

Mit Freuden nahm ich die Einladung an und meine Neugierde trieb mich zur Pünktlichkeit. Nach dem ausgezeichneten Frühstück, wobei mein Freund die besten Weine kredenzte, erzählte Turbe folgende Erlebnisse:

Ich habe eine ganz eigenartige Erziehung genossen, die an allen meinen Widerwärtigkeiten Schuld gewesen ist. Nie habe ich eine Schule — weder Lyzeum noch Gymnasium — besucht, da mein Vater die Ansicht vertrat, daß die offiziellen Lehrpläne den Hirnkasten der Schüler weit mehr beschweren als be-

lehren. Er selbst liebte die Kunst über alles, hatte ihr aber entsagen müssen, um sich als einfacher Kaufmann seinem ausgedehnten Geschäft zu widmen, das, wie er behauptete, sein ganzes Leben vergiftet hatte.

Da er in mir seine Veranlagungen zu erkennen glaubte und er überzeugt war, daß ich eines Tages über ein sehr ansehnliches Vermögen verfügen würde, wünschte er für seinen Sohn die sorgenfreie Existenz eines Kunstkenner's, die einstmals sein eigenes Ideal gewesen war. Zu diesem Zweck bekam ich einen Hauslehrer, einen feinsinnigen, gelehrten Mann, der den Wünschen meines Vaters entsprach und mich in allem Möglichen unterrichtete, nur nicht in dem, was mein Vater als nutzlosen Kram betrachtete.

Mit 20 Jahren beherrschte ich, außer dem Lateinischen und Griechischen, mehrere lebende Sprachen, bekundete einiges Talent in der Malerei und Bildhauerkunst und durfte mich in einem Chor oder Instrumentalkonzert hören lassen. In jeglichem Sport war ich geübt und konnte mich, ohne Übertreibung, einen Athleten nennen.

Achtzehn Monate später, ich hatte meinen Militärdienst hinter mir, nahm ich mir vor, das mir gebotene, glänzende Leben zu genießen, als mein Vater plötzlich einem Herzschlag erlag, den die aufreibenden Widerwärtigkeiten im Geschäft, die er mir bisher verheimlicht hatte, hervorgerufen hatten.

Da erfuhr ich, daß ich völlig ruiniert sei: Inflation und unglückliche Spekulationen hatten das ansehnliche Vermögen vernichtet! Aber weit schlimmer war, daß meine Erziehung, ausgezeichnet für einen Millionär, mich mangels irgend eines Diploms nun völlig entwaffnet ließ für den bevorstehenden Kampf ums Dasein. Der Zutritt zu irgendwelchem Beruf war mir durch ein dickes Gitter abgeschnitten, das sich nur durch Vorweisen amtlicher Zeugnisse öff-

nen würde. Wenn ich auch Homer und Virgil im Urtext las. . . , war ich doch nicht einmal Abiturient; und ein Handwerk hatte ich erst recht feins!

Fest überzeugt einerseits, daß meine Unwissenheit mir in Frankreich alle Türen verschließe und andererseits begeistert durch die Erlebnisse spannender Lektüre, faßte ich den Entschluß, mir fern von der Heimat, inmitten der primitiven Menschen des schwarzen Kontinents, eine Existenz zu gründen.

Ich war ein leidenschaftlicher Jäger und wußte, daß unsere große Kolonie in Äquatorialafrika ein in der Welt fast einzig dastehendes Jagdgebiet war, welches Mutter Natur mit der buntesten Fauna und der üppigsten Flora bedacht hat: diese Gegend war es, die ich mir aussuchte und ich beeilte mich, den Plan ehestens zu verwirklichen.

**

Am 11. November 1922, also genau 4 Jahre nach dem Waffenstillstand, landete ich in Matadi, an der Congomündung, von wo aus, mittels eines scheußlichen Bummel-Bähnchens, ich nach 48-stündiger Fahrt, in Brazzaville, der Hauptstadt der Kolonie, ankam. Meine Ausstaffierung entsprach meiner neuen Lebensweise, derjenigen eines Pfadfinders und Tropenjägers, eines neuen Nimrod, der vom Produkt seiner Jagd leben würde; daher nahm ich einen aufgeweckten Neger — Bornouan — in meinen Dienst; er war lange Burjche bei einem Spahisoffizier, mit dem er das ganze französische Afrika durchquert hatte.

Auf seinen Rat hin, hatte ich meine letzten Banknoten zum Ankauf von Salz, Kattun und Perlen geopfert, die ich leicht bei den Eingeborenen umtauschen konnte.

Als Waffen, eine gute Jagdsinte für das kleinere Wild und einen Lebestkarabiner für das große. Meine Munitionen würde ich in den Faktoreien und den Posten erneuern können.

Auf dem Congo und dem Dubanghi, gelangte ich nach Bangui, wo der regel-

mäßige Schiffsverkehr aufhört; von dort aus, führten uns einheimische Ruderer in ihrem Boot bis Fort Crampel, dessen Name mit dem eines unserer größten Forscher verbunden ist. Es liegt am Ufer des Gribingui, eines jener vielen Flüßchen, die vereint, den Chari bilden.

Ich war an meinem Endziel, ein Paradies des Jägers, angelangt, das heißt an der Grenze des Urwaldes und der sumpfigen Grasebenen, woselbst ich bald die Gegenwart der verschiedensten wilden Tiere feststellte; man hätte glauben können, Vater Noa habe hier sämtliche exotischen Tiere aus seiner Arche ausgeschifft, die sich seitdem unheimlich vermehrt haben:

Wildes Rind, so groß wie das unsrige, Büffel, kräftiger als unsere schönsten Stiere, zahlreiche Antilopenarten, von der Größe eines Rehs bis zu derjenigen eines starken Zugpferdes, Wildschweine, Damhirsche und viele andere, grasfressende Tiere.

Daneben die wilden Tiere, die von jenen leben: Löwen, Leoparden, Panther, Tiger, Hyänen, sowie die kleineren, wovon unter Schakale, Thibetfagen, Mangusten. Ich befand mich in der Gegend der großen Flüsse und Sümpfe, dem Lieblingsaufenthalt der Dickhäuter: Nilpferde, Rhinoceros, Elefanten; gegen Norden hausten Zebra, Giraffen, Strauße. Überall gab es eine Unmenge kleineres Jagdgetier wie Rebhühner, Wildtauben, Papageien in allen Farben und Größen. Dann unzählige Wasservögel: Reiher, Pelikane, Ibisse, Störche, bevölkerten die Sümpfe und Flüsse, wo sie sich von Fischen nährten, deren sie bis hundert Pfund und mehr vertilgten. An Lebensmitteln sollte es uns daher nicht fehlen.

**

Am 24. Dezember, am Weihnachtsvorabend, begann ich meinen Jagdzug, der sieben Jahre dauern sollte, im Verlauf deren ich nie im Bett schlief. In Begleitung meines treuen Dieners, eines

ebenso leidenschaftlichen Jägers wie ich selbst, zogen wir von Dorf zu Dorf und warben Treiber: Viele kamen von selbst, sobald sie Jagdbeute erhofften. Denn, da sie mit ihren primitiven Waffen ihren grenzenlosen Appetit nur annähernd befriedigen können, so begleiteten sie gern die weißen Jäger. Manchmal folgten mir ganze Dörfer, wenn ich einem Elephanten nachspürte. Täglich mußte ich Wild erlegen, um meine Begleiter, deren Dienste mir unentbehrlich waren, zu ernähren.

Monatelang schoß ich Hunderte der verschiedenartigsten Wiederkäufer, auch wilde Tiere, die meinem Lager zu nahe kamen; manchmal stürzten kurzbeinige Rhinocerose plötzlich aus dem Dickicht auf unsere Kolonne, was die erschreckten Neger veranlaßte, ihre Last niederzuwerfen und mit affenartiger Behendigkeit auf die nächststehenden Bäume zu flüchten.

Bald war ich mit Afrikas Tierarten und deren Lebensweise vertraut. Aber zwei Tiere erregten namentlich mein Interesse: Bamara, der Löwe und M'Bala, der Elefant. Der Rimbus, den meine Bewunderung in den europäischen Menagerien um den einen gewoben hatte, schwand aber bald, je mehr ich Gelegenheit hatte, den andern zu schätzen.

Der Löwe — Bamara, nennen ihn die Eingeborenen, weil sie mit diesem Laut sein Brüllen nachahmen — ist, wie der Tiger, der Leopard, der Jaguar, der Panther, eine große Wildkatze, die auch anatomisch mit unserer Hauskatze nahe verwandt ist.

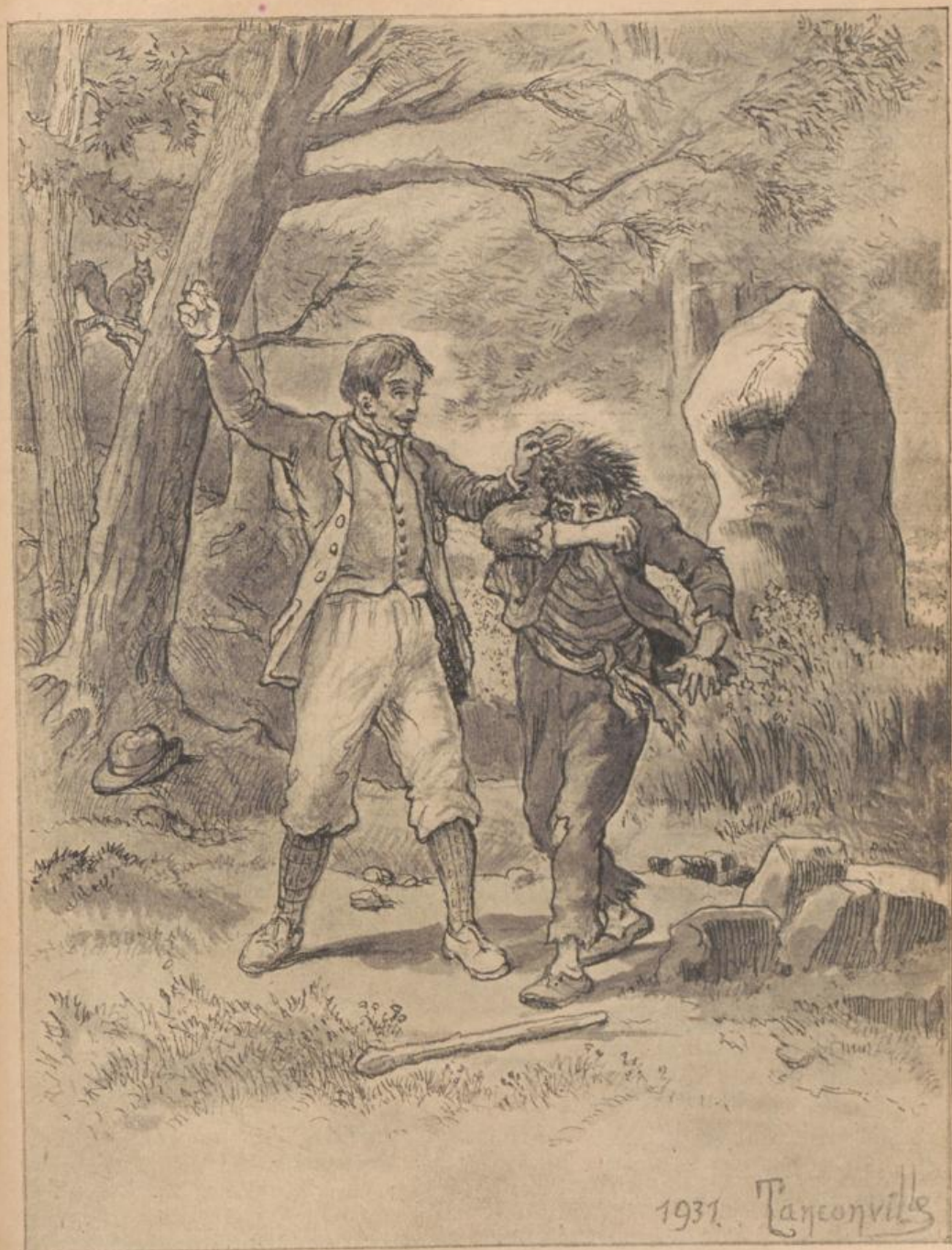
Dem Schwächeren gegenüber — z. B. dem friedlichen Rind, den Damhirschen, Gazellen, Antilopen und Giraffen — zeigt er sich kühn; an die Stärkeren aber — die wilden Ochsen und Büffel — wagt er sich nur im Notfall heran oder wenn der Hunger ihn zwingt; vor den großen Dickhäutern — dem Rhinoceros und besonders dem Elephanten — steht Bamara wie gebannt, ebenso beim Anblick eines M'Bala, dessen riesenhafte,

dickefellige Masse, der behende Rüssel und die langen Zähne, ihm mächtig imponieren. Wie oft habe ich zugehört, wie der Löwe beim Herannahen eines Elephanten sich ins Dickicht verkriecht und den Riesen — wie die Katze den großen Hund — mit verwunderten Augen betrachtet.

Auch dem weißen Menschen gegenüber ist er zaghaft und meidet ihn möglichst; nur wenn er Gefahr wittert und ihm der Rückzug abgeschnitten ist, greift er den weißen Feind an. Nachts genügt der Schein eines, wenn auch spärlichen Feuers, um die Bestie von einem Lager fern zu halten. M'Bala hingegen, ist der unbestrittene König des Dschungels; als einziger mächtiger Überlebender der verschwundenen Tierwelt des prähistorischen Zeitalters beherrscht er die Tiere der Savanne, die vor dem friedfertigen Riesen flüchten.

Nur die älteren Elephanten leben vereinzelt und sind böseartig; die jungen scharen sich zusammen, gemeinsam suchen sie ihre Nahrung oder traben bedächtig, einer hinter dem andern, im Gänsemarsch, wobei ein jeder mit seinem Rüssel den Schwanz seines „Vordermannes“ festhält. In unermüdlichem Marsch folgen sie ihrem Anführer, dem größten und kräftigsten unter ihnen, der auch alle etwaigen Hindernisse wegräumt und den Weg bahnt; seiner Macht bewußt, schreiet er gelassen: vielleicht gedenkt er der Zeit, wo Mutter Erde noch jünger, das Farnkraut höher, das Pflanzenreich üppiger waren; vielleicht weiß er auch, daß der weiße Mann, der es auf seine wertvollen Zähne abgesehen hat, ihm mit seinem todbringenden Gewehr nachstellt: so ist denn M'Bala dem unvermeidlichen Verderben geweiht! Bald wird er gänzlich verschwunden sein, er der friedliebende, majestätische Bewohner des afrikanischen Buschs. Seine Lebensgewohnheiten, die ich oft beobachten konnte, sind äußerst interessant:

In gewissen Vollmondnächten, wenn das hereinbrechende Dunkel dem Men-



Da! hast du, elender Schuft . . . da! noch eins, du Schurke! . . .

schen gefahrdrohend wird und ihn zwingt, ein schützendes Lager aufzusuchen und die Wildnis den Tieren gehört, da hält M'Bala mit Seinesgleichen große Gesellschaft in den geräumigen Hallen der Natur, deren Boden von den Elephanten geäubert und wie die Tenne einer Scheune festgestampft ist.

Dann beginnt der rituelle Tanz, den Rudyard Kipling so trefflich beschrieben und den einer seiner Helden, der kleine Elephanten-Toomai, der auf dem Hals des mächtigen Kala-Nag saß, mitangesehen hat. Ich kenne den Wortlaut auswendig und habe ihn mehr denn einmal im Herzen Afrikas hergesagt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen denselben ins Gedächtnis rufe:

„Da ward ein dumpfer, brummender, zuerst kaum vernehmbarer Laut hörbar, und Klein-Toomai vermochte erst nicht imstande zu sein, dessen Ursache zu erkennen. Immer lauter und lauter wurde der Lärm, und Kala-Nag erhob im Takt die Vorderfüße, einen nach dem anderen, — eins, zwei, eins, zwei, — so regelmäßig wie der Hammer einer Schmiede. Nun stampften alle Elephanten zusammen ihre Füße auf den Boden: und es schien als wirbelte die Kriegstrommel am Eingang einer Höhle. Immer noch fiel der Tau von den Bäumen, bis kein Tropfen mehr auf den Blättern blieb; und das dumpfe Getrommel tönte weiter, der Boden schwankte und dröhnte, so daß Klein-Toomai die Hände über die Ohren hielt, um es nicht mehr zu hören. Aber ein heftiges Beben ging durch seinen ganzen Körper; das Stampfen mehrerer hundert, schweren Füße auf den nackten Boden. Ein oder zweimal spürte er wie Kala-Nag und alle anderen einige Schritte vorwärts tappten, und das Getrappel wurde weicher auf zertretenem Gras und aufspritzendem Saft, aber eine oder zwei Minuten später ertönte wieder der trommelnde Lärm der breiten Füße auf dem harten Boden“.

Auf diese Weise, fuhr Murbur fort, versammeln sich die Elephanten zum Tanz,

bevor sie der tödlichen Kugel des weißen Jägers erliegen oder, der Fall wird immer seltener, bevor sie in jenen geheimnisvollen Todesstätten im innersten Urwald, von denen die afrikanischen Sagen berichten, in hohem Greisenalter ihr Leben aushauchen.

In jenen weiten Lichtungen, so weit und so groß als ihre Ballsäle, wo sich die Knochenüberreste der Riesen aufhäufen, bersten die von den weißen Menschen so begehrten Zähne, zerplittern und sterben ab, wie alles Irdische. Und so gelingt es manchmal M'Bala, seine Überreste der Eier seiner Verfolger zu entziehen.

**

Nachdem er sein Loblied auf M'Bala beendet, glitt ein Lächeln über die schmalen Lippen Murbur's, dem ich solche Lyrik ebensowenig wie solche Feinfühligkeit den Tieren gegenüber — die er doch hundertweise erlegt hatte — nie zugetraut hätte.

Er schien meine Gedanken zu erraten, denn er sagte:

— Sie fragen sich jedenfalls, wie es kommt, daß ich trotz meiner Anhänglichkeit für den Elephanten, so viele Jahre lang deren leidenschaftlicher Jäger habe sein können. Es war dabei keinerlei Heuchelei: nur die Not hat aus mir einen Bondjou M'Bala gemacht, von dem die Schwarzen noch lange abends in ihren Hütten erzählen werden.

Ich hatte keinen Centime mehr in der Tasche und bald merkte ich, daß selbst in der Wildnis das Geld unentbehrlich ist: meine Munition und Kleider, die sich mit rasender Geschwindigkeit abnutzten, mußten erneuert werden; ich mußte mir einigen Proviant, namentlich aber Wein und Konserven verschaffen, denn der Weiße kann nicht ausschließlich, wie der Neger, von Maniokmehl, Bananen und Wild leben. Auch mußte ich an die Ersparnisse für die Zukunft denken.

Daher mußte ich in den Dienst einer Faktorei treten, die in Fort Arkhambault, am Chari, eine große Eisenfirmenfirma vertrat.

Lange bin ich für diese auf die Elephantenjagd gegangen: zuerst ohne viel Begeisterung, dann habe ich das Wild erlegt, um zu leben, schließlich mit Leidenschaft, denn die Jagd wird tatsächlich zur Leidenschaft; mit Wut endlich, wie der Mörder, den das Blut trunken macht. Ich zog auf die Elephantenjagd bis zum Tag, an welchem ich Zeuge war vom Todesringen eines alten einsam lebenden männlichen Elephanten, des schönsten Einsiedlers, den ich je gesehen: ein mächtiges, riesenhaftes, wunderbares Tier, das sicher hundert Jahre alt war; eines jener Tiere, die mindestens hundert Jahre alt sein müssen, um ausgewachsen zu sein; es war das Vorbild des von Leconte de Lisle in so poetischen Strophen besungenen Karawanenführers.

Sein Mord verursacht mir heute noch Gewissensbisse. . . sie werden bald erfahren weshalb!

Dies Ungetüm war in der ganzen Gegend des Dubanghi Chari wegen seiner Größe, seines majestätischen Aussehens, aber namentlich wegen seiner Zähne bekannt. Jeder Zahn wog 250 Pfund; ein kleines Vermögen beim heutigen Elfenbeinkurs. Wenn das Tier mit gesenktem Kopfe einhertritt, graben seine Zähne tiefe Furchen in den Boden, deren Spur man leicht hätte folgen können: aber stets verschwanden sie plötzlich wieder. Hier verloren sie sich in den Sümpfen, dort verließen sie in den unerforschten Tiefen des Urwaldes. Die Neger hielten ihn für einen Zauberer, der unüberwindbar sei; aber ich hatte mir geschworen, ihn zu erlegen. . . und ich erlegte ihn! Heute bereue ich es, nachdem ich ihm jahrelang nachgestellt. Nie konnte ich nahe genug an diesen Einsiedler herankommen. Da ich seine Spur schon über 12 Monde (1 Jahr) nicht mehr gesehen hatte, fing ich an zu zweifeln, ihn zu erlegen, als ein Sarahäuptling aus dem bedeutendsten Stamm des Landes mich benachrichtigte, daß man diese 50 Zentimeter breite Spur gefunden habe: kein Zweifel! Er war es! Sofort

brach ich auf, voraus eilte ein Haufen Neger, den der voraussichtliche Schmaus, die ungeheure Menge zu verzehrenden und zu trocknenden Fleisches lockte.

Wochenlang folgte ich der Spur des Riesen in der grünen von dichten Baumgruppen besäten Savanne längs der Flüsse und Seen, in denen er täglich badete. Manchmal schwamm er aus gegenüberliegende Ufer, was mich zu weiten Umwegen veranlaßte, um seine Spur wieder zu erspähen.

Oft begegnete ich großen Bäumen, die er einfach weggeräumt hatte aus seinem Weg, wie Kinder dürre Äste abknicken.

Fortwährend hingen meine Gedanken an dem Einsiedler: ich malte mir aus, wie er seine langen Zähne unter den Stamm eines Baumes eingrub, seinen mächtigen Schädel anlegte und mit titanischer Wucht sich gegen den Baum stemmte, bis dieser umfiel und der Riese sich dann in aller Gemütsruhe an dem ersehnten Grün seiner Blätter sattfressen konnte. Oft hatte ich das Kunststück von anderen Elephanten ausführen sehen, mit einer Sicherheit und selbstbewußten Kraft, die mit bestimmten, wohlüberlegten Bewegungen die nötige Anstrengung erwägt und an der richtigen Stelle ausführt, dies alles mit der größten Ruhe und Stille.

Das Bild, das ich mir vom Riesen ausmalte, spornte mich noch an, trotz der erschöpfenden Strapazen und der drückenden Hitze, die mir das Gehirn auszutrocknen drohte, die Verfolgung mit doppeltem Eifer und heller Mordlust fortzusetzen: ich glaubte ihn vor mir zu sehen, wie er den Kopf wiegend, sich mit seinen mächtigen Ohren fächelte und im Vorbeischreiten hier ein zartes Blatt, dort eine Frucht abriß, um dann plötzlich, Gefahr witternd, still zu stehen und unruhig umherzuspähen. Ich sah, wie er dann, den Kopf erhebend, seine lässige Gangart anschlug, d. h. im gestreckten Galopp eines Pferdes verschwand, ohne irgendwelche Spur zu hinterlassen als die Kothaufen, die ich überschreiten mußte und in die ich

manchmal bis über die Knie einsank, und die Schnörkel, die seine langen Zähne beim Wezen in die Felsen einsetzten.

Wochenlang dauerte die Verfolgung.

Eines Tages endlich, gegen Sonnenuntergang, eilten meine Neger mit der frohen Kunde herbei, sie hätten M'Wala entdeckt: er schlummere ganz in der Nähe auf seinen säulendicken Beinen im Schatten eines Baobab.

Ich benützte diese so günstige Gelegenheit, um mich mit leisen Schritten heranzuschleichen; vor Aufregung zitternd, schaute ich den Riesen, den ich bis jetzt nur von weitem, meist nur mit dem Fernglas gesehen hatte. Er übertraf noch meine Vorstellung, und mein Herz klopfte vor Ungeduld: Diesmal werde ich ihn erlegen... er wird mir nicht entgehen!

Aus guter Entfernung — dreißig Schritte ungefähr — zielte ich und traf ihn mitten in die Stirn; ein schwarzer Blutstrom quoll aus der Wunde. Aber der Elefant war nur verletzt! er reckte den Kopf, schüttelte seine mächtigen Ohren, deren ein jedes mindestens zwei Meter maß, und sein Rüssel wie ein Waldhorn erhebend, stieß er einen so fürchterlichen Schrei aus, daß ich ihn heute noch zu hören glaube, denn er ertönte wie der metallische Klang einer Kriegstrompete; gleichzeitig ging der mächtige Körper zum Angriff über und zwar mit so plötzlicher Behendigkeit, daß ich mich gerade noch rechtzeitig, durch eine rasche Wendung, hinter einen dicken Baumstamm flüchten konnte: der Riese streifte mich nur, aber um einige Zentimeter wäre es um mich geschehen gewesen: er hätte mich wie ein Wurm erdrückt!

Da er dem Dickicht zueilte, wo ich ihn aus den Augen verlieren würde, so schoß ich ihm eine zweite Kugel in die Kniehöhle nach: er blieb stehen, die rechte Kniehöhle war zerschmettert. Sich umwendend, auf drei Beinen, stellte er sich uns entgegen. Mit erhobenem Kopf und weitabstehenden Ohren, in majestätischer

Haltung, sah er immer noch achtungsbietend aus. Eine dritte Kugel zerbrach dann das linke Bein, wodurch er genötigt wurde, mit einem neuen Schrei niederzuknien: jetzt war er in meiner Macht! Rasch lud ich mein Gewehr wieder und, näher tretend, schoß ich meine vierte Kugel dem Riesen abermals in die Stirn, diesmal aber erfolgreicher: blutüberströmt stürzte er auf die Seite. Sein Rüssel peitschte die dumpfe Luft, in der dichte Fliegenwärme summten.

Sein linkes Ohr bewegte sich, einem riesigen Fächer gleich, und klatschte auf seinen Nacken, die mächtigen Zähne wühlten die Erde auf und sein freier Fuß strengte sich zu einem letzten Galopp an. Ich schritt um das Tier herum, um ihm den Gnadenschuß zu geben: da befiel sich sein kleines, graues und so intelligentes Auge auf meine Zwerggestalt, die mit einem Stück Eisen seinem hundertjährigen Leben ein so jähes Ende bereitet hatte.

Der Ausdruck des Blickes war beinahe menschlich! Todesangst und vorwurfsvolles Befremden über meine Tat schienen sich darin zu spiegeln. Und um den gefallenen Riesen drängten sich die Neger, die jubelten und schrien. Die hereinbrechende Nacht warf ihre Schatten über den Wald, in dem sich nun unheimliche Gestalten zeigten, die Hyänen!

Dann gab ich dem Elefanten den Gnadenschuß, der sein Hirn durchdrang; die schweren Glieder reckten sich ein letztes Mal, während aus dem weitgeöffneten Rachen ein letzter Seufzer drang: der Riese war endlich tot!

Die Neger zündeten große Feuer an, um die Beute zu zerteilen und auch um die vom Fleischgeruch angelockten wilden Tiere fernzuhalten.

Der Kopf ward mit einer Art zerhauen, um die Elfenbeinzähne zu gewinnen; dann zerschnitten sie mit dem Säbel den Rüssel, der bekanntlich ein Leckerbissen sein soll. Andere Neger wieder fielen über den Bauch her, aus dem die Ein-

geweiden herausströmten und beinahe einen der Metzger erstickt hätten. Dann trat ein Sara-Neger vor, Zeit meines Lebens werde ich ihn sehen, wie er in der Brusthöhle des Riesen verschwand, um das Herz herauszureißen und nach wenigen Minuten, die Beute im Arm, bluttriefend wieder erschien. Da eilten seine Gefährten mit ihrem Messer herbei, um ihren Anteil an dem mächtigen Herzen zu erhaschen. Es gab ein fürchterliches Gedränge, aus dem mehrere verwundet hervorgingen. Es war eine abscheuliche Szene, ich glaubte mich bei den Menschenfressern.

Obwohl ich oft schon solchen Gelagen beigewohnt hatte, kam mir dieses in Anbetracht der Riesengestalt meines Opfers widerlich vor, und jetzt bereute ich meine Tat. Es sollte meine letzte Elefantenjagd gewesen sein!

Sieben Jahre lang schon durchquerte ich die Savanne, die Sonne hatte mich ausgetrocknet, ich war nur noch Haut und Knochen. Fieber schüttelte mich bei 30 Grad im Schatten, dann wieder lief mir der Schweiß aus allen Poren. Dazu quälten mich die Insekten; die Ameisen, die einem in der Nacht die stärksten Stiefel von den Füßen fressen. Die ärgerlichen Schnaken, die Becken, die sich unter die Nägel einfrassen und die man allabendlich entfernen muß. Die schreckliche Tse-Tse-Mücke, die die Herden vernichten und bei dem Menschen die Schlafkrankheit erregen. Ohne von den Skorpionen, Ameisen aller Gattungen und Größen zu sprechen, kurz all dem unzähligen, beweglichen, beißenden, übelriechenden kleinen Getier, das tausendmal gefährlicher ist als die wilden Tiere und insbesondere als *Bamara*, dessen Brüllen die afrikanischen Nächte eher belebt als stört.

Als ich mit dieser letzten Jagdbeute nach Fort-Archambault zurückkehrte, verlangte ich meine Abrechnung. Mein Konto, das sich um die Zinsen erhöht hatte, erlaubte mir nach Frankreich zurückzukehren und daselbst ein paar Jahre sorgenfrei zu verbringen.

Sie kennen das Ende meiner Geschichte, die unverhoffte Erbschaft, die mich vom Savannenjäger zum reichen Bürger machte. Nun fehlte mir nichts mehr, um mein Leben in aller Gemütsruhe zu genießen. Und doch ist, wie sie wissen, die Anziehungskraft Afrikas, seines Himmels, seiner Savannen und Wälder so stark, daß ich mich nach wenigen Monaten zu Tode langweilte und ernstlich daran dachte, mein abenteuerliches Jagdleben wieder aufzunehmen. Meine Abreise war beschlossen. Ich wollte einen Freund, einen Kolonialoffizier begleiten, der noch seinen zweimonatigen Urlaub genoß, während ich unterdessen in La Baule weilte, wo ich diese Villa geerbt hatte. La Baule gefiel mir außerordentlich, die Reinheit der Luft, das Meer und der naheliegende Wald, der belebte Strand und die Geselligkeit des Casinos, die mit der idyllischen Stille des Waldes einen so absteckenden Kontrast bilden, die Möglichkeit, sich aus dem regen Gesellschaftsleben eines besuchten Badeortes in die Einsamkeit flüchten zu können, dies alles entzückte mich.

In meiner Villa „Chante-clair“ wartete ich ohne jegliche Ungeduld auf die Abreise, als vierzehn Tage vor der Einschiffung das alltägliche und doch zugleich höchst dramatische Ereignis eintrat, das wie eine Aufferung von Kannibalismus hätte sein können! Und zwar nicht im Innern Afrikas, wo mir die Neger stets Achtung bezeugten, sondern in unmittelbarer Nähe eines besuchten Badeortes der zivilisierten Welt.

Die sonst so ruhige und ernste Stimme *Nturbe's* bebte vor Aufregung. Der erprobte Jäger, der so viele Gefahren überstanden hatte, zitterte bei dem Gedanken an das, was er mir erzählen wollte. Ich war ganz Ohr. Er fuhr fort:

„Sie wissen wie dieser Badeort stets zunimmt. Bad La Baule aus der guten alten Zeit wird bald Pornichet, La Bauleles-Pins, Le Pouliguen vereint miteingreifen. Kilometer weit erstrecken sich Hotels, Villas, Gärten zwischen dem Meer

und dem Wald, längs des schön gebogenen Strandes, einer der schönsten, die ich kenne.

Spekulation hat selbstredend mitgesprochen; Architekten und Unternehmer bauen überall und ziehen eine Anzahl Arbeiter an, Steinhauer, Maurer, Zimmerleute, Gipsler, Leute jeglichen Alters und aus aller Herren Länder, worunter auch einige Strolche, die angeblich arbeitssuchend auf eine Gelegenheit lauern, irgend einen lohnenden Streich auszuführen.

Einem solchen Schlingel der Tags zuvor von der Arbeitsstelle entlassen worden war, wäre ich beinahe zum Opfer gefallen.

Es trug sich folgendermaßen zu:

Da ich in Afrika die Gewohnheit angenommen hatte, mit der Sonne aufzustehen, unternahm ich jeden Morgen nach dem ersten Frühstück einen Spaziergang in den Wald. Zu dieser frühen Stunde liegt der Tau noch auf allen Blättern und duftet herrlich in der stillen Einsamkeit, wo man beinahe sicher sein kann, keiner Menschenseele zu begegnen, was ich doppelt einschätzte.

So spazierte ich vor ungefähr zwei Monaten zu Anfang der Saison gegen fünf Uhr morgens im Pinienwald. Das Wetter war herrlich. Durch das durchsichtige Geäst der Fichten schimmerte der Himmel wie ein zartblaues Velum. Der angenehme Duft der Ginsterblüten mischte sich mit herbem Harzgeruch, Eichhörnchen huschten von Ast zu Ast und emsig hämmerten die Spechte an den Stämmen. In der Ferne vernahm ich das Rauschen des Meeres, das die Flut herüber trug. Alles schlief in der Stadt, sodaß kein Autohupen, kein Gespräch die hehre Ruhe dieses schönen Erdenwinkels störte. Tief empfand meine Seele das beglückende Gefühl, allein zu sein, fern von den aufregenden Menschen. Meine Gedanken wanderten ohne Zusammenhang von einem Gegenstand zum anderen, als ich plötzlich in einer Vertiefung des Waldes, die mein

Blick zufällig streifte, einen schmutzigen Wanderburschen wahrte, dessen Äußeres wenig Zutrauen erweckte.

Es war ein großer, stämmiger Kerl mit falschblickenden Augen; sein struppiges Haar, das voller Tannennadeln hing, bewies, daß er die Nacht unter freiem Himmel verbracht hatte. In der linken Hand hielt er einen knorrigen Stoc, den er mit einem langen, spitzen und scharfen Taschmesser bearbeitete.

Als ich in seiner Nähe vorbeikam, warf er mir einen gehässigen Blick zu, der so recht den unsagbaren Haß bekundete, den ein Gauner, der das Opfer einer schlecht organisierten Gesellschaft zu sein glaubt, einem ehrlichen Bürger gegenüber empfinden kann.

Sein ganzes Wesen erweckte meine Abscheu: unwillkürlich dachte ich an irgend einen Flüchtling aus dem Gefängnis, obdachlos, im Begriff einen schlechten Streich auszuführen.

Ich war indessen ohne Besorgnis, denn ich trug nur einiges Kleingeld bei mir und in den Wäldern Afrikas hatte ich weit gefährlichere Begegnungen gemacht. Auch wissen Sie ja, daß ich ziemlich stark bin, und daß der Ringkampf für mich keinerlei Geheimnisse hat.

Ohne mich weiter um den Mann zu kümmern, wollte ich vorbeigehen, als er mich in ganz unverschämtem Ton um ein Almosen ansprach, da er arbeitslos sei und seit mehreren Tagen nichts gegessen habe. Ich lehnte seine Forderung ziemlich barsch ab.

Da beschimpfte mich der Strolch, nannte mich „Goldmaul“... Kerle, die, wie ich, den Mund voll Gold haben, wovon er mindestens sechs Monate leben könne, verdienten nur, daß man sie abschlachte.

Auf diese Drohungen und nachdem er um sich geschaut und sich vergewissert hatte, daß wir allein waren, warf er seinen Stoc weg, und schritt mit offenem Messer auf mich zu.

Schon erhob er die Hand, um mich am Hals zu fassen, als ich ihn mit einem Stoß unters Kinn zu Boden streckte: mein Gegner war „knock-out“. Hätte es sich um einen Match gehandelt, hätte der Schiedsrichter, im langsamsten Tempo, die vorschriftsmäßigen 10 Sekunden zählen können. Ich benutzte die Gelegenheit, um das Messer, das der Strolch hatte fallen lassen, aufzuheben, wobei ich mich überzeigte, daß es eine äußerst gefährliche Waffe war. Diese Feststellung bewog mich, es in die Tasche zu stecken, um es der Gendarmerie abzuliefern und den Angriff, der für mich hätte tragisch sein können, zur Anzeige zu bringen.

Eben war ich im Begriff, meinen unterbrochenen Spaziergang fortzusetzen, als der Schuft wieder zu sich kam. Sich halb aufrichtend und verwundert um sich blinkend, schien er über das Geschehene nicht recht im klaren zu sein. Doch, als er mich wahrte, suchten seine Augen das Messer und, da er es nicht fand, zog er jedenfalls die Folgerung, daß ich es beschlagnahmt hatte. Da er meine Absicht erriet, entwaffnet war und meine Muskelkraft erprobt hatte, änderte er seinen Ton und flehte mich an, ihn nicht anzuzeigen und ihm das Messer zurückzugeben, da er schwören könne niemals einen schlechten Gebrauch davon gemacht zu haben und vorhin nur im Zorn gehandelt hatte.

Selbstredend schlug ich die Bitte ab, war aber schwach genug, ihm einen Zehnfrankenschein hinzuhalten, indem ich sagte:

— Ihr Messer können Sie in zwei Stunden auf der Gendarmerie in Empfang nehmen, wenn Sie es wünschen, was ich bezweifle; ich rate Ihnen jedoch, meinen Weg zu meiden und dies Geld dazu zu benutzen, um nach Saint-Nazaire zu fahren, wo Sie im Hafen schon Arbeit finden werden.

Ohne zu danken, steckte der Strolch das Geld ein, warf mir noch einen Blick machtlosen Hasses zu, und als ich mich weit genug entfernt hatte, rief er mir nochmals Schimpfsworte nach, auch goldschmauziger

Dieb. Ich ließ ihn gewähren und schritt ruhig weiter, in Gedanken erwägend, wie man doch in zivilisierten Ländern manchmal unangenehme Begegnungen machen kann, während mir, im Herzen Afrikas, die Menschen — von einigen belanglosen Zwistigkeiten abgesehen — niemals Unannehmlichkeiten bereitet hatten.

Nachdem ich dann noch eine kleine Stunde umherspaziert war, legte ich mich unter einen schattigen Baum und schlief alsbald ein, denn Tags zuvor war ich etwas spät zu Bett gegangen, da ich den Abend im Casino verbracht hatte.

Ich schlummerte schon einige Zeit, doch den leichten Schlaf des Pfadfinders gewohnt, dessen Rasten in der Savanne eine stete Gefahr bedeutet, erwachte ich plötzlich mit dem Gefühl einer unmittelbaren, drohenden Gefahr von Tier oder Mensch.

Noch lag ich ausgestreckt, aufhorchend, die Augen zum blauen Firmament erhoben, das durch das Grün der Bäume hindurchschien, als ich gerade über meinem Kopf, das Ende eines knorrigen, erhobenen Stockes wahrte. Mit einer jener Reflexbewegungen, die allen, die gleich mir, das gefährvolle Leben in der Savanne geführt haben, eigen sind, warf ich mich mit einem schnellen Ruck zur Seite.

Es war die höchste Zeit! Der Stock des Banditen streifte mir den Kopf, den er sicherlich zerschmettert hätte, wenn er mich in meiner vorherigen Lage getroffen hätte, so wuchtig war der Schlag. Ich war aufgesprungen bevor der Geselle mit dem Stock abermals zum Schlag ausholen konnte: vor Schreck ließ er ihn fallen, denn mein Gesichtsausdruck ließ ihm keinen Zweifel, daß es ihm jetzt schlecht gehen würde. Es war ein Feigling. Ich konnte mich davon überzeugen während ich ihm eine Tracht Prügel versetzte, wobei ich meine wohlgezielten Stöße mit energischen Ausrufen begleitete:

— Da! hast du, elender Schuft!... da! noch eins, du Schurke!... jedesmal ließ

meine Faust ein blaues Mal auf dem erblaßten Gesicht. Ein letzter Hieb warf ihn zu Boden. Mit Fußritten zwang ich ihn aufzustehen und, ihn am Kragen fassend, brachte ich ihn zur Gendarmerie, wo es ein Leichtes war seine Personalien festzustellen, denn seine Anwesenheit in der Gegend war bereits gemeldet.

Es war ein äußerst gefährlicher Verbrecher, ein kürzlich aus Cayenne entflohener Sträfling, der die Woche zuvor auf einem Frachtdampfer aus Paramaribo, der Hauptstadt von niederländisch Guyana, wohin zahlreiche Deportierte entfliehen, zurückgekommen und in Saint-Nazaire gelandet war.

Seinen Lohn hatte er im Wirtshaus verjubelt und war dann nach La Baule gewandert, weniger mit der Absicht, Arbeit zu suchen, als daselbst einen schlechten Schurkenstreich zu verüben, was er auch ohne Zögern zugab. Er hatte tatsächlich 24 Stunden gearbeitet, nur um seine Anwesenheit zu rechtfertigen und sich nachher als arbeitslos ausweisen zu können.

Als ich ihm sagte, ich sei ausgegangen, um einen kleinen Spaziergang im naheliegenden Tannenwäldchen zu machen, somit nur wenig Geld bei mir trug, und er daher ein unnützes Verbrechen begangen hätte, gab mir der Gauner, der sich nunmehr vor meinen Sieben sicher fühlte, kaltblütig die freche Antwort:

— Unnötig? nicht ganz! Mit einer solchen Goldschnauze, wie die Ihrige, wäre doch schon etwas dabei herausgekommen.

Da ich nochmals an Ihnen vorbei ging, und Sie im Schlaf Ihr Maul weit offen hielten, sah ich die einladende Reihe Ihrer Goldzähne und da kam mir der Gedanke, Sie zu erschlagen und mir dann Ihr Gebiß anzueignen, denn ich dachte wohl, daß Sie um diese Stunde Ihre Geldbörse nicht auf sich trugen. Mit dem Erlös der Zähne, hätte ich dann leicht Paris erreicht, wo man mich wohl schwerlich wiedergefunden hätte. Nun werde ich mich wieder einschiffen müssen!... setzte er melancholisch hinzu.

Und tatsächlich erfuhr ich einige Wochen später, daß mein Angreifer, der wegen Mord zu lebenslänglicher Deportation verurteilt worden war, abermals den Weg nach Cayenne angetreten hatte. Ich aber blieb in La Baule, da ich dem afrikanischen Kontinente endgültig Lebewohl gesagt hatte.

Dieser tragische Zwischenfall, bei dem ich beinahe mein Leben eingebüßt hätte, gab mir über so manches nachzudenken: und mein Leben erschien mir mehr denn je, würdig geschont zu werden. Wie stumpfsinnig wäre dieser Tod gewesen, gerade für mich, ich, der so manchen Gefahren entronnen und jetzt alles besaß, um in Ruhe ein glückliches Dasein fristen zu können. Warum sollte ich mich nochmals in die Wüste begeben, mich erneut unzähligen Gefahren aussetzen? Und dann, warum neue Elefantenmorde begehen? Das Todesringen des alten Einsiedlers schwebte mir vor den Augen und erweckte peinliche Gewissensbisse.

Warum hatte ich diesem friedlichen Riesen des Waldes nachgestellt und ihn erlegt? Um mir seine Zähne anzueignen... gerade wie es jener Gauner an mir versuchen wollte! Dieser Gedanke, die Folgerungen, die ich daraus schloß und so manch anderes noch bewogen mich, auf immer den großen Jagden zu entsagen und so gelobte ich, nie wieder nach Afrika zurückzukehren.

„Bondjou M'Bala ist tot!“

Kein Elefantenzahn soll je mein Heim schmücken! Er würde mich gar zu sehr an Mordtaten erinnern namentlich aber an jenen Mordversuch, dem ich beinahe zum Opfer gefallen wäre. **Henry d'Estre.**

ZEMATONE ASTHMA
 Präparate sind jetzt in Frankreich als
POUDRES & CIGARETTES ESCOUFLAIRE
 zu 9 fr. p. Schachtel erhältlich
 Für Probe Muster (frei) schreibe man an
 CH. ESCOUFLAIRE, 110, Grande-Rue, BAISIEUX (Nord)